



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

- **Reiner Keller / Oliver Kühschelm / Marcus Müller /
Werner Schneider / Willy Viehöver / Saša Bosančić**

Diskurse untersuchen. 10 Jahre danach: ein erneutes Gespräch
zwischen den Disziplinen

- **Rainer Diaz-Bone / Jennifer Widmer**

Zum Stand der Diskursforschung – Anmerkungen und Befunde
zu Institutionalisierung, Problemen und Struktur eines
transdisziplinären Feldes

- **Ekkehard Felder / Stefan Lindl / Felicitas Macgilchrist /
Wolf Schünemann / Willy Viehöver**

Interdisziplinäre Diskursforschung? Eine Gesprächsrunde zu den
Erträgen, Chancen und Sackgassen der Interdisziplinarität

- **Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert /
Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver**

Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen,
Teil 5: Beschreiben, Verstehen, Erklären

Inhaltsverzeichnis

Reiner Keller / Werner Schneider / Willy Viehöver

Editorial zur Jubiläumsausgabe »5 Jahre Zeitschrift für Diskursforschung« 110

Themenbeiträge

Reiner Keller / Oliver Kühschelm / Marcus Müller / Werner Schneider / Willy Viehöver

Moderation: Saša Bosančić

Diskurse untersuchen. 10 Jahre danach: ein erneutes Gespräch
zwischen den Disziplinen 113

Rainer Diaz-Bone / Jennifer Widmer

Zum Stand der Diskursforschung – Anmerkungen und Befunde zu
Institutionalisierung, Problemen und Struktur eines transdisziplinären Feldes 146

Ekkehard Felder / Stefan Lindl / Felicitas Macgilchrist / Wolf Schünemann

Moderation: Willy Viehöver

Interdisziplinäre Diskursforschung? Eine Gesprächsrunde zu den Erträgen,
Chancen und Sackgassen der Interdisziplinarität 162

Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider /

Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver

Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen, Teil 5:
Beschreiben, Verstehen, Erklären 181

Review

Laura Pantzerhielm

Herzog, Benno (2017): Discourse Analysis as Social Critique:
Discursive and Non-Discursive Realities in Critical Research. 204

Michael Bender

Zinn, Jens O. / McDonald, Daniel (2017): Risk in the New York Times (1987–2014)
A corpus based exploration of sociological theories. 210

Spring School »Wissenssoziologische Diskursanalyse« 214

»Die Diskursive Konstruktion von Wirklichkeit IV – Interdisziplinäre
Perspektiven einer wissenssoziologischen Diskursforschung«
Tagung an der Universität Augsburg, 21. und 22. März 2019 215

Reiner Keller / Oliver Kühschelm / Marcus Müller / Werner Schneider
Willy Viehöver

Moderation: Saša Bosančić

Diskurse untersuchen

10 Jahre danach: ein erneutes Gespräch zwischen den Disziplinen

Saša Bosančić

Ich darf auch gleich die Podiumsteilnehmer mit nach vorne nehmen und auch von mir nochmal ein herzliches Willkommen. Ich würde bei der Vorstellungsrunde gerne mit den ›externen‹ Gästen beginnen und als ersten Oliver Kühschelm vorstellen, der Gastprofessor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien ist. Er vertritt insbesondere die historische Diskursanalyse und hat dazu unter anderem mit Franz Eder zu Visualisierungen in historischen Diskursen publiziert (Eder/Kühschelm/Linsboth 2014). Ich freue mich auch, dass Marcus Müller kurzfristig einspringen konnte. Er ist Professor für Germanistik und digitale Linguistik an der TU Darmstadt und hat neben seinen zahlreichen Aktivitäten unter anderem die virtuelle Forschungs- und Lehrplattform *discourselab.de*¹ gegründet. Damit darf ich Ihnen die Herausgeber ebenfalls kurz vorstellen: Werner Schneider, Professor für Soziologie an der Universität Augsburg, zugleich auch Vizepräsident der Universität Augsburg, der gemeinsam mit der Andrea Bührmann 2008 das Einführungswerk in die Dispositivanalyse publiziert hat (Bührmann/Schneider 2008). Dann darf ich Ihnen auch Willy Viehöver vorstellen, der Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Globalisierung an der Hochschule Fulda ist und sich mit der narrativen Diskursanalyse beschäftigt. Und nicht zuletzt Reiner Keller, der Professor für Soziologie an der Universität Augsburg und Vertreter der wissenssoziologischen Diskursanalyse ist.²

Die Idee zu diesem Podium beruht auf einer vorangehenden Veranstaltung. Ende der 1990er Jahre haben sich mit Werner Schneider, Reiner Keller, Willy Viehöver und Andreas Hirsland Forscher zusammengefunden, die einerseits mit wissenssoziologischen Konzepten gearbeitet haben und sich andererseits auf Foucault bezogen haben. Aus diesem gemeinsamen Interesse heraus hat sich hier ein Arbeitskreis Diskursanalyse gebildet und daraus entstanden unterschiedliche Workshops, die auf ein sehr breites Interesse ge-

1 <https://discourselab.de/>

2 Wolf-Andreas Liebert, Achim Landwehr und Jürgen Spitzmüller waren ebenfalls zu diesem Podium eingeladen, konnten aber aus unterschiedlichen anderweitigen Verpflichtungen leider nicht teilnehmen.

stoßen sind. Es waren zum Teil Tagungen und Workshops mit über 100 Teilnehmern aus den unterschiedlichsten Disziplinen. Aus diesen Veranstaltungen des Arbeitskreises sind dann die zwei Handbücher hervorgegangen, die mittlerweile auch 2010 und 2011 nochmal in einer erweiterten Auflage erschienen sind und die ein sehr breites Abbild des Feldes geben (Keller et al. 2010, 2011): von der linguistischen zu der historischen zur kritischen Diskursanalyse sind im Grunde sehr viele Vertreterinnen und Vertreter des sich seit den 1990er Jahren konstituierenden und mittlerweile etablierten Feldes der Diskursforschung versammelt. In diesem Kontext des AK Diskursanalyse entstand die Idee, Vertreter aus unterschiedlichen Disziplinen einzuladen, um sich zu einem interdisziplinären Gespräch zu treffen, auch mit dem Ziel einer Publikation. Diese ersten interdisziplinären Gespräche fanden im Jahr 2009 in Augsburg statt. Reiner Keller war zu der Zeit, wie auch Wolf-Andreas Liebert, der an der Diskussion teilgenommen hatte, an der Universität Koblenz-Landau, Jürgen Spitzmüller an der Universität Zürich. Ursprünglich war neben den Herausgebern Werner Schneider, Willy Viehöver, Reiner Keller auch noch Achim Landwehr beteiligt, ein Vertreter der historischen Diskursanalyse. Die Linguisten Wolf-Andreas Liebert und Jürgen Spitzmüller waren ebenfalls an der Diskussionsrunde beteiligt. Ursprünglich war auch noch geplant, mit Franz Eder einen weiteren Vertreter der historischen Diskursanalyse einzuladen, was aus terminlichen Gründen jedoch nicht zustande kam. Die Idee für die heutige Diskussionsrunde geht demnach auf dieses im Jahr 2009 stattgefundene Gespräch zurück, wobei es natürlich nicht darum geht, dieses zu reproduzieren, was allein schon aufgrund der unterschiedlichen Zusammensetzung nicht möglich ist. Vielmehr wollen wir auch auf Grundlage der in der Zeitschrift für Diskursforschung sukzessive veröffentlichten und überarbeiteten Gespräche der ersten Runde eine neuerliche Diskussion zwischen den Disziplinen anregen.³ Ich möchte jetzt nicht mehr viel vorweg sagen. Die Idee bei diesem ersten Panel ist es demnach, lose auf diese erste Gesprächsrunde Bezug zu nehmen und wir beginnen mit einem Eingangsstatement. Da würde ich auch unsere Gäste zunächst bitten, dass Oliver Kühschelm anfängt und dann gehen wir reih um und schließen mit Werner Schneider. Ich habe mir aus den ersten Diskursgesprächen vor allem dazu Fragen notiert, wenn die Gesprächsteilnehmer anmerkten, das bestimmte Fragen »unbedingt noch« behandelt werden müssten. Mich würde interessieren, was aus diesen Vorhaben geworden ist. Dann würde ich jetzt Oliver Kühschelm bitten einzusteigen.

Oliver Kühschelm

Vielen Dank. Ich habe hier das Privileg den Anfang zu machen. Ich habe die Files mit der Diskussion von vor 10 Jahren zugeschickt bekommen und wenn man Historikern Quellen gibt, dann schauen sie sich die an. Ich habe das Transkript also gelesen und versucht mir ein bisschen Notizen dazu zu machen. An der Situation jetzt fällt mir auf, dass es fast merkwürdig ist, dass ich in der Mitte sitze, denn eigentlich habe ich den Eindruck, dass

3 Der fünfte Teil der Gesprächsrunde findet sich in dieser Ausgabe der Zeitschrift für Diskursforschung, der erste, zweite und dritte Teil in der Ausgabe 1, 2 und 3 des Jahres 2015; der vierte Teil wurde in der Ausgabe 1/2018 publiziert.

die Geschichtswissenschaft eher eine Randposition in dieser Diskussion einnimmt bzw. habe ich das so im Transkript der Diskussion vor 10 Jahren wahrgenommen. Wenn man vom Wortanteil der Teilnehmer ausgeht, dann war das vor allem eine Diskussion unter Sozialwissenschaftlern. Vielleicht ist auch nur Achim Landwehr, der damals die Geschichtswissenschaften vertrat, ein besonders guter Zuhörer, aber es könnte auch sein, dass sich für die Geschichtswissenschaften bestimmte Fragen ein bisschen anders und vielleicht auch ein bisschen weniger brisant stellen.

Viel diskutiert wurde über die Passung von Diskurstheorie und -methode; ich würde nicht sagen, dass das für die Geschichtswissenschaften keine Bedeutung hat, aber es scheint mir vergleichsweise wenig brisant, weil die Geschichtswissenschaften weniger theorieorientiert sind und sich auch bei der Explizierung ihrer Methoden recht zurückhalten. Sobald man daher irgendeine Art von Theorieorientierung ins Treffen führen und sagen kann, für welche Methoden man sich interessiert, also über die schlichte Auskunft hinausgeht, dass man eben die historischen Methoden verwendet, hat man ohnehin gewonnen – oder auch verloren, wenn man das Desinteresse vieler Historiker an solchen Fragen in Rechnung stellt. Insofern ist eine Diskussion darüber, wie Theorie und Methode der Diskursanalyse zusammenpassen, keine, die man innerhalb der Geschichtswissenschaften leicht replizieren könnte. Man würde zu wenige Gesprächspartner finden und das wird wohl auch in Zukunft nicht leichter werden – ganz im Gegenteil. Die Diskursanalyse wird stark mit den Kulturwissenschaften assoziiert bzw. wird sie in den Geschichtswissenschaften auch unter das behäbige Label der Kulturgeschichte eingeordnet – und das ist die Mode von gestern. Mit dem Abflauen dieser Mode ist auch das Theorieinteresse zurückgegangen.

Für die Geschichtswissenschaften ist die Diskussion unter Sozialwissenschaftlern aber insofern interessant, als man von allen möglichen Bausteinen und Instrumenten erfährt, mit denen man in der empirischen Forschung etwas tun kann. Das ist auch mein Zugang zur Diskursforschung aus den Sozialwissenschaften immer gewesen. Immer wenn ich ein Werkzeug erkenne, das mir als Hilfsmittel dienen kann, übernehme ich es und schaue, was ich damit tun kann. Das ergibt eine eklektische Zusammenstellung, vielleicht auch ein willkürliches Zusammenwürfeln. Ich nehme an, aus Sicht einer sprachwissenschaftlichen oder soziologischen Diskursforschung könnte es jedenfalls so aussehen. Der systematisierende Anspruch ist sicher geringer. Innerhalb der Geschichtswissenschaften gibt es natürlich unterschiedliche Varianten des Umgehens mit der Diskursforschung, aber eine starke und prominente Variante ist es, sich auch diskurstheoretisch von Foucault inspirieren zu lassen. Foucault bietet Mittel zur Verfremdung, zur Distanzierung, mit denen man einen neuen Blick auf bestimmte Fragen bekommen kann. Das ist, glaube ich, was die Arbeit von Philipp Sarasin stark repräsentiert (Sarasin 2003).

Vielleicht nenne ich noch zwei Fragen, die mir aus der Diskussion von vor 10 Jahren gerade für die Geschichtswissenschaften relevant erscheinen. Das eine ist die Frage, wie das jetzt dann eigentlich mit der Wirklichkeit ist.⁴ Da gab es ja diese Unterscheidung zwischen materialen und diskursiven Praktiken. Achim Landwehr hat gemeint, er versteht

4 Diskurse untersuchen, Teil 2.

eigentlich nicht, wozu man diese Unterscheidung treffen sollte.⁵ Ich bin mir nicht sicher, ob ich verstehe, warum man das nicht unterscheiden sollte. Die vergangene Wirklichkeit ist ein Fluchtpunkt historischer Forschung, ein uneingelöstes Begehren (Sarasin 2011, S. 159 f.; Leendertz/Meteling 2016). Es ist immer da, auch wenn man sich immer wieder darüber hinwegschwindeln kann; aber man wird damit auch von den Kollegen konfrontiert. Insofern scheint mir das eine zentrale Frage. Es würde mich auch interessieren, ja was die Teilnehmer hier am Podium dazu meinen.

Das zweite ist die Frage nach Wirkung von Diskursen und wie solche Wirkungen funktionieren. Ich selbst habe mich etwas für Versatzstücke aus der kognitiven Linguistik, insbesondere die Theorie konzeptueller Metaphern interessiert. Man findet sie oft in diskursanalytische Strategien eingebaut und das scheint mir auch sehr nützlich. Immer wieder hat sich für mich aber die Frage gestellt, ob man denn daraus, wie diese Metaphern gebaut sind, auch Wirkung ablesen kann. Wenn ja, so müsste das den Weg zu Prognosen weisen und das wäre umgekehrt auch für die Geschichtswissenschaften relevant. Man könnte dann Wirkung textintern postulieren. Das scheint mir eine heikle Sache, aber gerade deshalb wäre es interessant zu erfahren, was die Kollegen hier meinen, ob und wie das geht.

Saša Bosančić

Vielen Dank, dann würde ich Marcus Müller bitten.

Marcus Müller

Vielen Dank, Saša. Ich bin froh und dankbar, dass ich hier vorne sein darf. Dort wäre ich sowieso gesessen, ich hatte mich ja schon angemeldet und bin, jetzt wie du gesagt hast, eingewechselt worden. Das halte ich für eine große Ehre. Bei deiner Einführung musste ich ans Fußball-Länderspiel heute Abend denken – im Endspiel der letzten Weltmeisterschaft wurden bekanntlich kurz vor Schluss zwei junge frische Einwechselspieler eingewechselt und haben das Siegtor geschossen. Das legt natürlich die Messlatte so hoch, dass ich sie jetzt schon gerissen habe.

Ich habe mich auch mit den Texten, die du uns zur Verfügung gestellt hast, beschäftigt. Ich habe sie nicht von vorne bis hinten gelesen; ich bin Korpuslinguist: Ich habe mir also Konkordanzen erstellt und mal geschaut, was zu Methoden gesagt wurde, und habe so ein bisschen prismaartig auf diese Weise versucht, einen Zugang zu finden. Ich bin so – und das ist natürlich wieder ein Wahrnehmungsphänomen – sehr oft über Aussagen von Jürgen Spitzmüller gestolpert, der die Linguistik damals als ein Fach beschrieben hat, das sozusagen sehr jung auf dem Weg in die Diskursforschung ist und in dem Methoden geprüft werden, es aber noch gar nicht sicher ist, welche sich eignet und welche sich noch nicht eignet und welche in der Diskursforschung eine Rolle spielen könnte und sozusagen noch vor dem Prozess der Validierung steht. Das ist nach meiner Beobachtung heute anders. Wir haben ein recht breit akzeptiertes Feld an Methoden, die aus der lexikalischen Semantik kommen, aus der Textlinguistik, aus der Stilistik und aus der linguisti-

5 Bzw. zwischen diskursiv und nicht-diskursiv: Landwehr 2010, S. 383.

schen Pragmatik. Die kognitive Metapherntheorie ist schon genannt worden, in verschiedenen Ausprägungen, die eine große Rolle spielt in der linguistischen Diskursanalyse. Die Analyse von Präsuppositionen etwa hat sich als sehr erfolgreich erwiesen, die Argumentations- und Toposanalyse, wie sie Martin Wengeler schon recht früh eingeführt hat und die auch über das engere Feld der Linguistik hinaus große Wellen geschlagen hat und erfolgreich angewandt worden ist. Das sind Methoden, die kann man so nennen und dann passiert es einem nicht mehr, dass jemand sagt: Bist du sicher, dass Metaphernanalyse etwas bringt, wenn man Diskurse erforscht? Im Moment werden insbesondere digitale Methoden der Diskursanalyse diskutiert – und dafür stehe ich natürlich auch und vielleicht bin ich deswegen als Einwechselspieler da (Müller 2015, 2017). Ich habe ja eine Professur für digitale Linguistik.

Das Feld der digitalen Repräsentation von Untersuchungsgegenständen und was daraus folgt, ist sicherlich eines, das im Moment im Zentrum der Methoden-Debatte nicht nur der Linguistik, sondern auch der linguistischen Diskursforschung steht. Dazu ist es mir sehr wichtig darauf hinzuweisen, dass es da viele Missverständnisse gibt. Die hängen damit zusammen, dass man oft die Möglichkeiten und Erfordernisse des Umgangs mit digitalen Forschungsdaten auf das Thema der Datenquantifizierung reduziert. Auf der einen Seite stehen die Folgerungen, die aus meiner Sicht in jedem Fall daraus zu ziehen sind, dass viele Forschungsdaten uns heute digital zur Verfügung stehen – und da möchte ich im Duktus des Volksbeglückers und Missionars auftreten: Das bezieht sich auf die Frage, wie man Texte, Forschungsdaten, aber auch Bilder digital repräsentiert, welchen Standards man folgt, welche Arten von Metadaten, also Angaben von Situationen, sozialen Hintergründe, Autorinnen und Autoren, Textsorten und so weiter, in welcher Form man die am besten hinschreibt. Dazu gehört ein wichtiges Feld, das wir LinguistInnen Annotation nennen und die SoziologInnen meistens Kodierung. Das ist etwas, was in der Soziologie schon länger auf eine seriöse und methodologisch durchdrungenere Weise diskutiert wird als in der Linguistik. Da geht es im Kern darum, dass man die Interpretation, die man auf der Basis des Reizes einer Textstelle ansetzt, nicht einfach so für sich wahrnimmt und hinterher ein Buch darüber schreibt, sondern dass man sie auch hinschreibt und sozusagen geregelte Formen der Beziehung zwischen einem Forschungsreiz und einer Interpretation ansetzt. Dadurch, dass man das hinschreibt, ist man gezwungen sich zu überlegen, welche Kategorie hier geeignet ist und in welcher Beziehung sie sich zu anderen Kategorien befindet. Wenn wir also von verschiedenen Typen von Argumentationstopoi reden und davon, ob die einander übergeordnet, nebengeordnet oder beigeordnet sind oder gar nichts miteinander zu tun haben, sind es zwei Perspektiven auf ein und dieselbe Sache, solche Dinge. Ich kann mir immer noch sehr gut vorstellen, dass es ein tolles Buch gibt, wenn jemand sich hinsetzt und ein Jahr lang Zeitung liest und hinterher ein Buch darüber schreibt, aber er wird wahrscheinlich keine Forschungsgelder bekommen und es wird auch schwierig, mit ihm zusammen zu arbeiten, weil man einfach die Prozesse, die zu einem Analyse-Ergebnis führen, nicht nachvollziehen kann. Und deswegen möchte ich für Annotation als Externalisierung von Interpretamenten plädieren – das hat nicht zwangsweise mit Digitalisierung zu tun, wird aber in der Praxis doch sehr von der digitalen Textrepräsentation begünstigt. Da würde ich sagen, dass wir

auf dem Weg sind, bestimmte Standards zu erarbeiten, hinter die man auch nicht mehr fallen sollte. Das ist das eine – und das andere ist, dass die digitale Forschung sehr oft und schnell mit Quantifizierung von Daten assoziiert wird. Das ist natürlich auch ein wichtiger Aspekt, aber mir scheint es wichtig zu sein, dass wir die Folgerungen aus der digitalen Repräsentation von Daten für den Forschungsprozess von dem Thema der Quantifizierung von Daten erst einmal trennen. Dann werden wir uns hier, wenn wir Lust haben, darüber unterhalten, was denn Quantifizierung leisten kann und leisten soll, ob das immer sinnvoll ist, das ist glaube ich eine ganz andere Art von Frage als die nach der Standardisierung von Forschungsroutinen, die sich aus digitalen Zusammenhängen ergeben.

Saša Bosančić

Dankeschön. Willy Viehöver.

Willy Viehöver

Ja, es ist kein ganz leichtes Thema, über das wir hier sprechen; die Debatte, die wir hier mit unseren Statements eröffnen sollen, heißt »Diskursforschung 10 Jahre danach«. Ich will versuchen, in ein paar Minuten, weniger Antworten zu geben, als eher ein paar Fragen zu stellen. Bei einigen bin ich überrascht, dass wir diese Fragen immer noch stellen (müssen). Reiner Keller und Rainer Diaz-Bone hatten vor kurzer Zeit auch eine kleine Debatte in der Zeitschrift für Diskursforschung, ich nenne hier mal Reiner Kellers Titel, der die Frage stellt: »(Wie) Gibt es Diskurse?« Das fand ich ein ganz interessantes Thema mit Fragen, die von beiden Autoren auch sehr unterschiedlich beantwortet wurden (Keller 2017a; Diaz-Bone 2017). Ich war bei der Lektüre eigentlich verwundert, wobei ich auch mich selbst immer wieder frage, warum wir nach zehn Jahren auch hier eigentlich immer noch diese Frage stellen, und das heißt auch, augenscheinlich ist immer noch nicht so ganz klar, was wir meinen, wenn wir von Diskursen sprechen. Es bleibt ambivalent, ob wir davon ausgehen, dass es »Diskurse« da draußen gibt, so wie Niklas Luhmann damals einmal dekretiert hatte (Luhmann 1984, S. 16): es gäbe Systeme. Und das war für ihn kein analytischer Zugriff auf Phänomene, wie das noch bei Parsons AGIL-Schema der Fall ist (Parsons 1961). Es gibt, frei nach Luhmann, demnach Forschungsgegenstände, welche es aufgrund ihrer Merkmale rechtfertigen, den Diskursbegriff anzuwenden und es zudem erlauben, mittels des Begriffs Sachverhalte fruchtbar zu vergleichen. Oder gehen wir, und wenn ja, bis zu welchem Grade, davon aus, dass Diskurse eigentlich reine Beobachterkonstruktionen sind. Es geht also um die Frage, wie jetzt aus den einzelnen Disziplinen heraus, Diskurs jeweils anders konstituiert, konzeptualisiert und verstanden wird; dies kann den interessierten Leser und Hörer durchaus verwirren. Interessant dabei ist, und da bin ich jetzt auch stärker beeinflusst dadurch, dass ich seit eineinhalb Jahren an einer (Fach-)Hochschule (für angewandte Wissenschaften) arbeite und die Leute eigentlich immer fragen: ja, Diskursforschung ist ja schön und gut, aber was macht ihr eigentlich genau und was kann man denn damit »praktisch« tun? Und die Studentinnen und Studenten können eigentlich, ob dies nun Rainer Diaz-Bones, Reiner Kellers, mein eigener oder Werner Schneiders Zugang ist, mit diesen eher theoriegeleiteten Perspektiven wenig anfangen. Studenten fragen zudem, und dies ist eine weitere Erwartung

tungshaltung (Relevanz), stets nach: »Können Sie uns jetzt mal erklären, wie funktioniert eigentlich ›kritische Diskursanalyse‹ und geben Sie uns mal Antworten darauf, was man damit machen und gesellschaftlich verändern kann?« Das finde ich, sind wichtige Fragen, über die man im Folgenden nochmal diskutieren könnte.

Jetzt sind von den beiden Vorrednern schon ganz interessante Punkte genannt worden. Eine Sache, die mich außerdem umtreibt, und ich bin als »Diskurs- und Narrationsforscher« an der Konstitution des Problemzusammenhangs auch nicht unschuldig, wir führen Auseinandersetzungen, die man, wie Reiner Keller (2017a, S. 25) sagt, als Diskurse über Diskurse, eben »perspektivierte Diskurse« bezeichnen könnte. Und ich sehe, dass dabei verschiedene Ebenen angesprochen worden sind, die man auseinanderhalten sollte. Ich formuliere das einmal so: Auf einer ersten Ebene, haben wir es mit *sozialtheoretischen Debatten* zu tun. Und da ist die Diskurstheorie in jüngerer Zeit in drei Hinsichten stark herausgefordert worden. Erstens durch die körpersoziologischen Interventionen, sprich zum Beispiel durch Gesa Lindemann (2005, S. 114–115), die da, ich formuliere es salopp, sagt: Soziologen, und entsprechend auch Diskursforscher, das sind Leute, bei denen hat man den Eindruck, als würden sie sich eigentlich nur in Engelswelten bewegen, und mit der Widerständigkeit von Körpern, da haben sie so ihre großen Probleme. Eine zweite Herausforderung, und da hat sich Reiner Keller ja netterweise schon mit auseinandergesetzt, ist diese Debatte über den »neuen Materialismus«, unter anderem von Karen Barad (dazu Keller 2017b; Lemke 2014). Aus meiner Sicht muss man diesbezüglich befürchten – das wurde indirekt auch schon angesprochen, dass man auf eine vorkantianische Perspektive in Sachen Erkenntnis zurückfällt. Diese Gefahr sehe ich eigentlich schon, wobei natürlich die Frage offenbleibt, ob die Foucaultsche Diskursperspektive ausreichende Antworten bereithält, etwa indem man den Dispositivbegriff stark macht (vgl. etwa Bührmann/Schneider 2016). Und eine dritte Problematik ist schon mit der Rolle der Sprache in Diskursen angedeutet, so etwa die Herausforderungen durch den *iconic turn*. Welche Antworten haben wir darauf? Verwenden wir nicht den Diskursbegriff so, dass wir ohnehin schon über den direkten Sprachgebrauch in diskursiven Praktiken hinausgehen?⁶ Was die sozialtheoretische Ebene und die Frage, was als soziales Phänomen verstanden werden soll, betrifft, ist mit der These der »diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit« (Keller et al. 2005) zumindest eine Forschungsperspektive formuliert. Ich glaube allerdings, dass die Debatte und die eben genannten Herausforderungen nicht die zentrale Ebene der Diskussion sein sollte, ich denke vielmehr, dass die gesellschaftstheoretische Ebene künftig entscheidender sein sollte.

(2) Die zweite Ebene und diesbezügliche Fragen, die finde ich schon schwieriger zu beantworten, bezieht sich auf die gesellschaftstheoretische Perspektive der Diskursforschung. Ich würde es mal so sagen, die gesellschaftstheoretischen Ambitionen der Diskursforschung, wie steht es eigentlich damit? Provokativ würde ich sagen, ich glaube, Diskursforschung kann langfristig nur überleben, wenn sie zeigen kann, dass sie auch gesellschaftstheoretisch etwas zu sagen hat und da sind diese eben genannten Herausforde-

6 Die Frage nach der Rolle visueller Kommunikation und von Bildern ist dabei nur ein Diskussionspunkt (Traue 2013; Eder/Kühschelm 2014).

rungen der Körpersoziologie einerseits und des Neuen Materialismus andererseits, deren sozialtheoretischen Konzepte sich mutmaßlich auch gesellschaftstheoretisch auswirken (Lindemann 2011), relevant. Dann wäre aber auch zu sehen, was körpersoziologische und auch neomaterialistische Theorien besser als wir können. Die Debatte über den kommunikativen Konstruktivismus (Keller/Knoblauch/Reichert 2013) und den durch ihn sehr stark erweiterten Kommunikationsbegriff, zeigt ja schon, dass wir da auf diese Provokation reagieren. Weiter kann man fragen, was leistet die Diskursanalyse, was weder Handlungs-, System- noch Institutionentheorien, die sich mit (modernen) Gesellschaftsformationen und ihren Transformationen befassen, bieten können? Sicher kann man festhalten, dass man mit dem verfremdenden Blick, den man aus der Foucault Lektüre ziehen kann, sicher schon einen wichtigen Ansatzpunkt hat, sodass man auf die Frage, »Was hat die Diskursforschung schon geleistet?«, sagen kann, sie hat eben eine produktive Machttheorie auf den Weg bringen können. Aber man muss auch eingestehen, das hat sie schon in den 1960er Jahren ansatzweise getan, nur wird dies heute breiter rezipiert und diskutiert. Dies hat sicher verschiedene Gründe, gibt aber auch zu denken. Ich habe es schon mal vor ein paar Monaten in so einem kleinen Seitenhieb gesagt, weil bei mir weiß man ja, dass ich vielleicht nicht so eine ganz innige Beziehung zu Foucault habe, sondern immer lieber mit Paul Ricoeur liebäugle und insofern stehe ich ja für eine Aufnahme dieses erzähltheoretischen Zuganges von Paul Ricoeur, dass man sich vielleicht auch mal fragen könnte, wie kommt das denn, dass in Zeiten, die man als postdemokratisch bezeichnen könnte, dass in Deutschland zumal Jürgen Habermas auf der sozialwissenschaftlichen Agenda eigentlich (fast) vom Tisch ist⁷, aber dann Machttheoretiker wie Foucault so en vogue sind? Ich frage mich manchmal, ob die foucaultsche Machtperspektive nicht auch ein bisschen zu ausweglos ist, aber da habe ich mich vielleicht auch verstiegen. Aber irgendwie denke ich doch, dass der Erfolg foucaultscher Denkungsart in »Postdemokratischen Zeiten« kein Zufall ist (Crouch 2008).

(3) Eine dritte Ebene über die man diskutieren könnte, auch dieser Punkt ist ja jetzt angesprochen worden, ist eben die methodologische und methodische Ebene, wo ich beobachtet habe, dass da seit Jahren Sezessionskriege laufen, und wo man da meiner Meinung nach auch mal schauen muss, ob sich das Spannungsverhältnis zwischen all denen, die im Grunde die Forschungsperspektive der Diskursforschung methodologisieren wollen und dort nach entsprechenden (qualitativen und quantitativen) Methoden schauen (so etwa Diaz-Bone 2006) und denen, die eine solche Methodologisierung eher ablehnen (dazu auch Schrage 2013), nicht produktiver entspannen ließe. Die Frage ist, wie können oder gar sollen Diskursanalysen methodisch angelegt sein, sodass sie mehr als nur Kommentierungen von Diskursen oder ideologiekritische Anmerkungen sind (dazu Keller 2017a; Diaz-Bone 2017; Bührmann/Schneider 2016)? Und: Sind solche Methodologisierungsbestrebungen überhaupt sinnvoll (Schrage 2013)? Was kann die Diskursforschung methodisch bieten, was nicht schon (qualitative) Verfahren leisten? Ich selber, und dann schließe ich damit, habe mich mit einer erzähltheoretischen Perspektive beschäftigt. Ich denke, da sind Reiner Keller und ich uns auch einig – aber nicht nur wir beide –, dass

7 Ein Umstand, den ich bedauere.

Diskursforschung im Grunde mit Problematisierungen ansetzen muss. Die Problematisierungen können sich sozusagen latent in den gesellschaftlichen Deutungskämpfen selber andeuten oder in ihnen manifest werden oder in der Vergangenheit geworden sein. Ich hatte das damals am Beispiel der Abtreibungsdiskussion, später mit der Klimadiskussion versucht, bin dann schon der foucaultschen These gefolgt, dass Diskurse im Grunde die Wirklichkeiten erst herstellen und zwar in der Art und Weise, wie sie Welt z.B. in Wort, Schrift oder anderen Modalitäten in Szene setzen und, wie man hinzusetzen muss, verstehen. Unter Verwendung von Bildmaterial, und das hatte ich dann entsprechend versucht zu klären, wie ist es dann gekommen, dass so eine Vorstellung bzw. ein Konzept wie »die Atmosphäre« oder »das Klima«, nicht einfach da war. Sie musste erst, über Jahrhunderte hinweg im Rahmen verschiedener, nicht nur wissenschaftlicher Diskurse entstehen; und das ist mir auch wichtig, dass die historische Perspektive in der Diskursforschung nicht verloren geht. Ich habe das versucht zu betonen und dann zu zeigen, wie im Grunde Klimaforscher »mögliche Welten« (Ricoeur 1991) u.a. über ihre Szenarien entwickeln. Und da sind wir bei dem Punkt der Wirkmächtigkeit, dass sie, bzw. spezifische Diskurskoalitionen (Hajer), natürlich unseren Blick auf die Naturverhältnisse verändert haben und dies hatte eben auch institutionelle Konsequenzen; selbst wenn wir mit dem Klimaregime heutzutage, und das ist auch Gegenstand der Diskursforschung, von der Krise eben dieses Klimaregimes ausgehen müssen.

Wenn ich jetzt in die Zukunft blicken würde, ist ein weiterer Punkt zu nennen, insofern als ich mich in letzter Zeit häufiger mal mit Robotik beschäftigt habe, einem Feld, wo die Grenzen zwischen menschlichen Akteuren und technischen Akteuren sich aufzulösen scheinen und mancherorts die Maschine oder die Technik als Partner angepriesen wird. Hier geht es um die Stichworte Prognostik und/oder Szenarien. Gibt es nicht Zukunftserzählungen, die durch eben ihre (Technik-)Visionen in die Wirklichkeit einwirken? Auch hier stellt sich die Frage der Macht und der Definitionsverhältnisse. Ich weiß nicht, wer es mitbekommen hat, vor ein paar Tagen – das war eigentlich schon der zweite tödliche Unfall mit einem sich selbst-steuernden Auto, der passierte und da gibt es eben auch schon Bildmaterial, das diesen Unfall dann auch zeigt. Da fand ich das schon wiederum interessant, wie dann, in den darauf reagierenden Diskursen, versucht worden ist, die Technik sozusagen zu entschuldigen und das doch wieder auf menschliches Versagen zurückzuführen, bis hin zu einem Punkt an dem es hieß, der Unfall wäre auch im Normalfall nicht vermeidbar gewesen, weil die Dame da aus dem Schatten gekommen ist und die Reaktionszeiten einfach zu kurz waren, für Mensch *und* Technik. Gut, das waren jetzt drei Ebenen und diesbezügliche Fragen, über die man vielleicht im Folgenden diskutieren könnte.

Saša Bosančić

Ok, vielen Dank. Reiner Keller.

Reiner Keller

Vielen Dank, ich mache jetzt den Strauß vielleicht noch ein wenig bunter. Saša Bosančić erwähnte ja eingangs unsere damalige Gesprächsrunde zur Diskursforschung. Vielleicht

kennen Sie die Geschichte von Jorge Borges über den einen Schriftsteller, dessen Vorhaben es war und dem es gelungen ist, den *Don Quijote* von Cervantes noch einmal zu schreiben, oder wenigstens ein paar Seiten davon, und zwar exakt mit den gleichen Worten wie das Original, aber ohne es zu kennen, und als Autor, der im 20. Jahrhundert schrieb. Sie hat den Titel »Pierre Menard, Autor des *Quijote*« (Borges 1944/1988). Borges diskutiert nun die Frage, wer denn der größere, genialere Schriftsteller sei, Cervantes, oder Pierre Menard, und für ihn liegt die Antwort völlig klar auf der Hand: Es ist Menard. Warum? Weil Cervantes ja völlig frei schreiben konnte, es gab keine Vorlage, er war an nichts gebunden. Aber Menard muss eben genau das Original treffen, und das ist für ihn die weit größere Kunst. Warum ich das erzähle? Nun, wenn Sie später das Protokoll dieser Diskussion lesen, können Sie ja dann abgleichen, ob wir das gleiche sagen wie damals, und wie sich das mit unseren neuen Gästen hier verhält. Ich hoffe aber für uns alle nicht, dass wir eine solche Wiederholungsrunde erzeugen. Das werden Sie ja dann lesen können.

Ich denke, dass viele Punkte, die wir in dem damaligen Gespräch festgehalten haben, nach wie vor virulent sind, und das ist ja dann sicher auch Gegenstand dieser Diskussion und der anschließenden zweiten Runde. Die damalige Idee für das Gespräch lautete ungefähr so: Wir nehmen drei Disziplinen, das waren wir drei als Augsburger Soziologen, und dann zwei Kollegen aus der Germanistik und Linguistik, und zwei Historiker, und laden zum Austausch. Ich bitte um Entschuldigung dafür, dass das so männlich besetzt war. Die Idee war, ein kleines Gesprächsformat zu nutzen, den eher intimen Austausch, also gerade kein Tagungsformat, keine Diskussion vor und mit Publikum. Einfach zwischen den Disziplinen mit dem Reden zu beginnen, und das dann auch in anschließenden Treffen weiterzuführen, so ungefähr war unser Plan. Das ist leider nicht passiert, aus Verstreuungsgründen, aus Zerstreuungsgründen, warum auch immer. Nicht, weil wir uns gestritten hätten oder nicht, weil wir nicht vorgehabt hätten das weiter zu machen, sondern wie Sie wissen, alle sind mit so vielen anderen Dingen befasst... und das ist vielleicht schon einer der Punkte für unsere heutige Diskussion. Es ist vorhin schon angedeutet worden, dass innerhalb der Linguistik / Germanistik, soweit ich das wahrnehmen kann, das Thema Diskurs, die Ansätze, Methodologien und Forschungen so unglaublich explodiert sind, gerade in der Diskurslinguistik in ihren unterschiedlichsten Varianten. Ich bin nicht erschüttert, sondern ich stehe staunend vor dieser Vielzahl von Projekten, Bänden, Handbüchern und so weiter.

Diese Bandbreite ist für mich heute kaum noch nachzuverfolgen, sie erfordert viel zu viel zusätzliche Lektüre. Vor zehn bis fünfzehn Jahren war das noch anders. Damals konnte ich zumindest zentrale sprachwissenschaftliche Ansätze noch auf sozialwissenschaftliche Perspektiven beziehen. Oder zumindest meine ich, dass es damals möglich war. Der Erfolg der Diskursforschung über Disziplinen hinweg schafft eben vor allem auch ein Kapazitätsproblem im Hinblick auf Rezeptions- und Diskussionsmöglichkeiten. Das ist so meine Sicht. In der Soziologie ist das meines Erachtens viel weniger passiert. Also es gibt dort schon sehr viel Diskursforschung, aber es gibt nicht diese enorm umfangreichen Herausgabeprojekte. Es gibt ein paar interdisziplinäre Arbeiten mit soziologischem Anteil, aber keine sehr ausdifferenzierte Debatte über Diskursforschungsmethoden.

Sehr viel empirische Diskursforschung, das schon. Das hat sich verändert gegenüber vor zehn bis fünfzehn Jahren. Diskursforschung ist inzwischen innerhalb der Soziologie förderungswürdig durch die DFG. Diskursforschende haben eigentlich nicht mehr das Problem, dass sie Anträge prinzipiell nicht durchbekommen. Sicher gibt es Ablehnungen, aber nur selten wohl aus der Haltung einer generellen Ablehnung heraus, die etwa kritisiert, es gebe keine Prüfung von Kausalhypothesen, und deswegen sei das keine Wissenschaft. Das sind eher ärgerliche Ausnahmen. In der Revision von Anträgen muss man dann deutlich machen, dass das vielleicht die falsche Messlatte für Diskursforschung ist. Insoweit ist da eine relativ starke Etablierung über Drittmittelförderung. Ein zweiter Punkt erscheint mir hier interessant: die Diskursforschung als eine Metaperspektive. Inzwischen gibt es hin und wieder Projektverbünde, die ein Diskursprojekt als Metaprojekt über die Einzelprojekte aufspannen, für eine Art begleitende Supervision, die sich auf Mittel der Diskursforschung stützt. Zudem gibt es viele Graduiertenkollegien, die mit Diskursforschung arbeiten bzw. entsprechende Stipendien vergeben. Und es gibt ganz viele Veröffentlichungen zu unterschiedlichsten Gegenständen. Und dann sind da – vielleicht rede ich zu sehr von Soziologie, das beinhaltet auch Nachbar-Disziplinen, also Sozialwissenschaften, Erziehungswissenschaften bis zur Japanologie, wo sozialwissenschaftliche Diskursanalyseperspektiven aufgegriffen werden. Da passiert viel, aber es ist immer sehr stark gegenstandsbezogen; daraus resultieren nur wenige Reflexionen und Weiterentwicklungen allgemeiner Diskursperspektiven.

Im Grunde wird also sehr viel mit dem Diskursbegriff gearbeitet, aber selten zurück reflektiert oder verallgemeinert: Wie verändern sich Diskursprozesse? Was könnte man also machen in einer stärker reflexiven Diskursforschung, die im Grunde diese Gegenstände, die bearbeitet werden, und ihre diesbezüglichen Ergebnisse ein Stück allgemeiner auf Fragen nach Diskursivierungsprozessen bezieht? Das wird wenig gesehen, aber es ist glaube ich etwas, was dringend notwendig wäre, um auch ein Stück weit nicht nur über Gegenstände zu sprechen, also über Pisa, die Bildungsreform, sondern auch über das, was sich aus den Analysen dann diagnostisch ableiten lässt für gesellschaftliche Diskursverhältnisse, wenn man das so nennen will. Das ist für mich insbesondere deswegen ein ganz wichtiger Punkt, weil wir in vielen Ländern auch neue Regime sehen, die Diskursstrukturierung schon mal top down vorlegen; nicht nur China, wo das schon lange der Fall ist und wo man Diskursforschung macht, die dann aber ganz klar machen muss, dass das, was publiziert ist, eigentlich immer schon durch eine Partei vorkontrolliert ist und nicht etwa durch eine eigenständige und eigenwillige Community von Soziologinnen und Soziologen. Polen, Ungarn und so weiter wären andere Beispiele. Wir wollten schon lange ein Beiheft über Diskurs und Gewalt oder Diskurs und Kontrolle machen. Das werden wir in diesem Jahr angehen und diese Themen aufgreifen, denn sehr viel Diskursforschung setzt die Idee voraus, dass sich Diskurse quasi selbstemergent vollziehen; man hat lange gegen die Disziplinierung, die Macht im Sinne eines Eingriffes von außen gearbeitet oder sich dagegen gewehrt, aber ich glaube, das ist ein Thema, was sich heutzutage aufdrängt.

Eine zweite Beobachtung, oder egal, die wievielte es ist, will ich an dieser Stelle festhalten, also was passiert mit der Diskursforschung, die wir sehen. Innerhalb der Soziolo-

gie ist es nach wie vor eines der wichtigen Themen: was macht man empirisch, wenn man Diskursforschung macht. Es gibt scheinbar naheliegende Instrumente, wie in der Soziologie etwa die Kodiervverfahren der Grounded Theory, die häufig in der Praxis inhaltsanalytischen Angeboten sehr nahe zu liegen scheint, und damit vielleicht etwas betreibt, was nicht den theoretischen Grundannahmen entspricht. Das ist eigentlich ein dauerhaft zu bearbeitendes Thema.

Ein dritter Punkt: Nach wie vor wird wenig außerhalb des Textes gearbeitet, also etwa über die Praktiken, die nicht-sprachlich angelegt sind und symbolische Äußerungen (mit-)produzieren. Es wird viel über Medien-Berichterstattung, über Ratgeberliteratur, über unterschiedlichste Medienformen, über Blogs, über neue digitale Medien auch gearbeitet, aber es wird selten die Ressourcenstruktur in den Blick genommen, die darunter liegt, die gewissermaßen eine Produktion ermöglicht oder nicht ermöglicht. Das kommt immer nur sehr knapp – wenn Akteure in den Blick genommen werden. Aber ich glaube, das wird noch wenig systematisch gemacht.

Der vierte Punkt wäre die Frage der Visualisierung oder die Frage: Was machen wir mit Bildmaterialien. Da ist, soweit ich das für die Soziologie beurteilen kann – ich kann das nicht für die anderen Disziplinen einschätzen –, ein wichtiger Punkt. Dass wir eigentlich in den Analyseangeboten, die es innerhalb der Disziplinen gibt, innerhalb der interpretativen qualitativen Forschung sind das vor allem Einzelbild-orientierte Analysen, die wir haben, die sind meines Erachtens überwiegend einem kunsthistorischen Programm verhaftet, der wissenschaftlichen Analyse der Aussage eines Bildes als isoliertes Bild. Aber es wird wenig über die Bilder in Diskursen gearbeitet oder über die Diskursivierung von Bildern, also wenig darüber, welche Funktion Bilder in Diskursen haben, im Sinne dessen, was Karin Knorr Cetina »Viskurse« nennt, also Diskursarenen, in denen das Zeigen wichtiger wird als das Schreiben oder Sprechen (Knorr Cetina 2001). Gib mir ein evidentes Bild, einen Neuroscan, eine Farbführung, eine Markierung – das ersetzt gewissermaßen die Argumente. Das ist eine ihrer Thesen. Auch wird wenig über den Streit über das Zeigbare oder das Sichtbare gearbeitet. Also darüber, wie Bilder Gegenstand von Diskursen werden und das sind für mich eigentlich Dinge, die anstehen, die es aber auch spannend machen, wo ich sage, da ist das Potenzial von Diskursforschung nicht ausgereizt, sondern da kann man eigentlich ganz viel machen (Keller 2016).

Aber die Geschichte der Diskursforschung ist ja noch relativ jung. Sehr spannend finde ich, wie man das zwischen den Disziplinen behandeln oder austauschen kann, und was Marcus Müller vorhin sagte: Wie geht man mit big data um? Das stellt sich nicht für alle Fragen, aber für wichtige Fragen, und die andere Frage, die aufgeworfen worden ist von Oliver Kühschelm, ich denke, das war auch eine Diskussion, die wir hatten, die Willy Viehöver (1997) schon damals in seiner Dissertation zum Klimawandel stark gemacht hat: Was ist eigentlich die sogenannte Machtwirkung in Diskursen? Kann man das auf einzelne sprachliche Elemente zurück führen, auf Argumente, die nicht mehr hintergangen werden können, die etwas verändern und so weiter, und da waren wir immer ein bisschen unterschiedlicher Meinung. Also die Frage, ob man das auf der Ebene der rhetorischen Mittel ansetzen kann, oder ob das nicht eine Frage der sozialen Praxis ist. Die Wirkung einer Metapher ist für mich eine soziale Praxis. Ich kann das beobachten oder

ich kann das nicht beobachten und analysieren, aber es ist dann Teil der symbolischen Praxis und der Effekte, die letztere auf die Diskursverläufe haben. Ich würde das nicht auf die Metapher zurückführen, sondern auf die soziale Strukturierung des Gebrauchs und seiner Folgen.

Saša Bosančić

Dankeschön und Werner Schneider bitte.

Werner Schneider

Ja, danke dir Saša. Ich versuche mich jetzt kurz zu fassen, weil ja auch schon so viel gesagt wurde. Vielleicht nur ein paar Hinweise von meiner Seite aus, wo ich mich seit einiger Zeit beim Denken bewege. Also mich beschäftigen immer weniger solche Fragen, wie Diskurse über Diskurse zu führen oder Diskurse über Diskursforschung zu führen. Ich habe diese Frage nach Macht und Herrschaft seit Mitte der 1990er immer als die zentrale Verankerung dieser Perspektive im soziologischen Theoriespektrum verstanden. Das heißt, ich kann in der Soziologie viele soziale Phänomene aus unterschiedlichen Theorieperspektiven mit verschiedensten Methoden untersuchen, und für mich war eigentlich das, was Diskursforschung perspektiviert und im Kern gekennzeichnet hat, immer sozusagen eine ganz eigene, eine theoretisch über den Diskurs- und den Praxisbegriff spezifizierbare Blickrichtung auf soziale Phänomene unter den Prämissen der Frage nach Macht und Herrschaft. Von da ausgehend bin ich auch seither vom Diskursbegriff hin zum Dispositivbegriff gewandert. Selbstverständlich weniger unter der Prämisse, von hier weg und dort hin zu wollen, weil es dort einfach nur schöner ist, sondern weil für mich das Dispositivkonzept ein Analyse-Instrumentarium bietet, was mir in der Soziologie zu meinen Forschungsfragestellungen unter Beibehaltung der Frage nach Macht und Herrschaft mehr Spielräume ermöglicht, Zusammenhänge in den Blick zu nehmen – Zusammenhänge zwischen Diskursen, Praktiken, Identitäten oder Subjektivitäten und Materialitäten. Und zwar immer unter der Prämisse, dass diese Suche nach Zusammenhängen auch immer Diskursforschung sein muss, aber eben mit Verbindungen zu der Frage des Umgangs mit Dingen, der Frage nach Praxis und Praktiken usw., was immer dann mit solchen analytischen Unterscheidungen gemeint ist. Das möchte ich jetzt aus Zeitgründen auch gar nicht näher ausführen.

Klar ist, wie von den Vorrednern bereits ausgeführt, dass es spannende aktuelle Herausforderungen gibt. Und für mich ist dabei eine Leitmaxime in der eigenen Arbeit nicht nur die Unterscheidung von Gesagtem und Sagbarkeiten oder nicht Gesagtem, sondern vor allem auch immer die Frage nach der Praxis bzw. nach den konkreten Praktiken – also die Frage nach Machbarkeitsräumen und dem, was zu tun ist, was nicht getan werden darf oder braucht und dem, was tatsächlich dann z.B. als Alltagsroutine abläuft im Verhältnis zu dem außeralltäglichen Tun, dem Besonderen usw. Wenn man vor diesem Hintergrund bzw. mit dieser Perspektivierung das Feld des Sozialen empirisch in den Blick nimmt, stellt sich die Frage nach der Methodik bzw. den Methodiken neu bzw. in verschärfter, komplexerer Form. Hier sehe ich spannende Entwicklungen und nenne nur ein paar Schlagworte. Ich lese dann von Diskursethnografie oder von Subjektivie-

rungsforschung, von Situationsanalyse, von Praxisforschung bzw. einer Soziologie der Praxis – und für mich ist es deshalb interessant, weil hier immer die Frage formuliert werden kann, was hier jeweils mit einer Diskurs- und Dispositivperspektive, wie ich sie verfolge, mit welchem Gewinn in Verbindung gebracht werden könnte.

Zwei Punkte, die ich zum Schluss erneut unterstreichen möchte, obwohl sie schon genannt wurden, weil sie mir am Herzen liegen, sind: Erstens, man kann und sollte – so meine eigene Sicht – auf der Position beharren, dass wir, wenn wir von Diskurs und Dispositiv reden, im Grundsatz nichts anderes vor uns haben, als Heuristiken im Sinne von Analysekonzepten bzw. -instrumenten. Wie sinnvoll es ist, mit diesen Instrumenten zu jonglieren, ist daran zu messen, inwieweit sie zeitdiagnostisch und/oder gesellschaftstheoretisch ertragreich sind, d.h. ob wir in der Soziologie damit irgendwas erzielen, was man als Erkenntnisfortschritt gegenüber anderen theoretischen Perspektivierungen benennen kann.

Der zweite Punkt, den Du, Reiner, genannt hast, ist mit dem Stichwort der reflexiven Diskursforschung markiert. Wenn ich das richtig verstanden habe, dann wendet sich dieses Stichwort gegen eine einfache, aber theoretisch wie methodologisch folgenreiche Setzung, dass es Diskurse und Dispositive als solche einfach so gäbe. Wenn es so wäre, würde eine Gesellschaftstheorie des Dispositivwandels ganz anders zu formulieren sein, als ich mir das vorstellen kann. Die Frage ist allerdings, ob man solche Diskussionen interdisziplinär zu führen hat. Interdisziplinarität erscheint immer schon als gut, weil man die Forderung danach immer erheben kann und man wird dabei kaum Widerspruch ernten. Aber ich bin mir mittlerweile nicht mehr so sicher, wie viel Interdisziplinarität für welche Fragestellungen überhaupt nötig ist. Jedenfalls wenn es um solche Fragen geht, die wir eben adressiert haben. Von daher bin ich zwar froh, dass wir hier sitzen, auch nicht nur unter Soziologen, aber ich glaube, man muss aufpassen, aus welchen Überlegungen man in seinem eigenen disziplinspezifischen oder vielleicht auch inter- oder transdisziplinären Denken dann wirklich Gewinn zieht oder sich nur wechselseitig irritiert.

Marcus Müller

Was gibt es Gewinnbringenderes als eine gute Irritation?

Werner Schneider

Ja, wobei dann die Frage ist, inwieweit Irritationen aus fremden Blickwinkeln gewinnbringend sein können. Allerdings können sie auch so fremd sein, dass sie irrelevant werden. Ich möchte jetzt keine Grundsatzrede gegen Interdisziplinarität halten, sondern nur den Hinweis geben, dass solche interdisziplinären Debatten sicherlich schwieriger zu führen und im Ausgang vor allem unsicherer sind, als wenn sie in der eigenen Disziplin geführt werden.

Saša Bosančić

Ok. Vielen Dank an alle Podiumsteilnehmer. Ich würde gleich zu Beginn gerne ein Thema ausklammern, das jetzt zum Schluss angeklungen ist, nämlich das Thema der Interdisziplinarität, da dies in der zweiten Diskussionsrunde des Symposiums im Vorder-

grund steht. In den Eingangsstatements wurde ein breites Spektrum an Fragen formuliert, und ein möglicher Anknüpfungspunkt wäre die Frage der Macht. Das Thema ließe sich gesellschaftstheoretisch diskutieren im Hinblick darauf, was Diskursforschung in Zeiten der vermeintlichen Postdemokratie für gesellschaftliche Debatten leisten kann. In Zeiten der Fake-News kommt auch der Vorwurf auf, dass Diskursanalyse vielleicht mitverantwortlich ist oder nichts zur kritischen Perspektive auf die Gesellschaft beiträgt. Wo ist eigentlich die Kritik geblieben, außer vielleicht beim Label der kritischen Diskursanalyse? Das wären mögliche Themen und ich würde aufgrund der schon fortgeschrittenen Zeit vorschlagen, die Runde für das Publikum zu öffnen und um Fragen bitten.

Wolf J. Schünemann

Ich würde dann den Anfang machen, weil ich direkt an zwei Punkte anknüpfen kann. Ich werde sogar versuchen sie zu verbinden. Also erstmal werde ich anknüpfen an die Spring School, bei der ich und einige der Beteiligten auch anwesend waren. Ich finde das Marcus Müllers Beitrag zu den Chancen und vielleicht auch Risiken dieses digitalen Wandels für digitale Datenbestände nochmal sehr deutlich gemacht hat, was ich selbst auch versucht habe, gestern Abend nochmal deutlich zu machen, was mir aber nicht so gut gelungen ist. Es muss in der Tat differenziert werden. Die Daten liegen vor, die digitale Konvergenz schreitet voran. Die Dokumente sind digital verfügbar und das wird auch so bleiben. Wir kommen also gar nicht umhin, das Angebot zu nutzen und anzuzapfen, daran kommen wir gar nicht mehr vorbei. Es hängt von den Fragestellungen und Gegenständen ab, ob es daneben noch etwas anderes gibt, etwas Früheres, etwas nicht Digitales, etwas vielleicht auch aus politisch-ethischen Gründen nicht Digitales.

Da sind wir schon wieder bei dem zweiten Thema, nämlich dem, was wir nicht kriegen. Bei den Tools der Analyse ist ein wichtiger Punkt und auch eine Herausforderung für die Zukunft – gerade für die sozialwissenschaftliche Analyse – dass wir gerade bei den Tools das machen und auch tun sollten, die Fortschritte wahrnehmen sollten, hinter die wir aus guten Gründen nicht wieder zurück wollen. Ich vermute selbst Reiner möchte nicht wieder schnippeln und zusammenkopieren, wenn es QDA-Software gibt, oder? Aber was wir uns natürlich aus sozialwissenschaftlicher Perspektive nicht erlauben können, ist im Umgang mit diesen Tools in eine Bequemlichkeit, in eine informationelle Unmündigkeit zu verfallen. Dann würden wir, glaube ich, tatsächlich – und hier benutze ich jetzt ein Begriff den ich in der Rede über Sozialwissenschaften vor ein paar Jahren nicht vermutet hätte – unserer Verantwortung nicht gerecht. Das knüpft dann an die zweite Frage, die uns auch befassen wird, an.

Der Indikator dafür war in den letzten Tagen eine Frage, mit der ich auch zuvor immer wieder konfrontiert worden war, mit der Frage und der Erwartung, die in den vergangenen Jahren weit weniger formuliert worden sind: Brauchen wir nicht mehr Kritik? Also müssen wir nicht kritischer sein? Ist uns die kritische Diskursanalyse vielleicht doch ein Schritt voraus, indem sie etwas gegen diese Entwicklung, die Du uns ja skizziert hast, versucht zu tun. Ich denke darüber würde ich gerne mehr hören. Ich glaube, es hat sehr viel mit der Datenverfügbarkeit zu tun. Das sollten wir zumindest als Herausforderung wahrnehmen. Das was wir wahrnehmen und aufgreifen können, ist natürlich

vorgeprägt von der Verfügbarkeit, gerade bei den digitalen Datenbeständen und vom Content und hier wird dann eingegriffen.

Reiner Keller

Ich kann das gleich aufgreifen und daran anschließen. Ich würde jetzt aus verschiedenen Gründen nicht sagen, dass die Kritische Diskursanalyse irgendwem voraus ist. Ich meine es betrifft die Frage: Wozu macht man Diskursanalysen irgendwelcher Art? Oder es gibt in der Soziologie die Frage, wozu machen wir überhaupt Analysen? Machen wir das, um Interviews zu aktuellen Diskussionen zu geben? Die Politik interessiert es meistens nicht, wenn irgendeine Kritik an Diskursprozessen formuliert wird. Das Deutsche Jugendinstitut verfasst immer wieder kritische Studien zur Jugendpolitik, die werden irgendwo abgeheftet, weil sie nicht in die politischen Agenden passen. Also die Frage: Warum untersuchen wir überhaupt Gegenstände. Und warum diese oder jene? Das ist für mich eigentlich die Ebene, auf der das liegt. Da ist ja so ein bisschen die Hoffnung damit verbunden – so verstehe ich auch Werner Schneider, wenn er von Macht und Herrschaft in Dispositiven spricht – zu sagen, gut in diesen Analysen kann man andere Geschichten erzählen und dann vielleicht andere Anschlüsse möglich machen. Aber für mich ist dann eigentlich immer noch die Methodologie der Analyse im Vordergrund. Im Unterschied zu einer Haltung, die davon ausgeht: »Ich will dieses oder jenes kritisieren, weil ich weiß was daran falsch ist«, will ich es erst sehen und verstehen, was in einem spezifischen Diskursprozess passiert, und die Möglichkeiten offener halten. Das verlagert die Perspektive hin zur Frage nach der Relevanz eines gewählten Untersuchungsgegenstandes. Relevanz für wen, natürlich. Das wäre vielleicht dazu ein Anschlusspunkt.

Mich würde ein Stück weit interessieren, Willy Viehöver hat es angesprochen, wie sich die Situation der Diskursforschung in den Disziplinen unterschiedlich darstellt. In der Soziologie ist sie noch relativ jung, aber Oliver Kühschelm hat gesagt, in der Geschichtswissenschaft ist das schon irgendwie alt, da ist man angeblich inzwischen »nach dem cultural turn« und fordert, zur Materialität und zu den Ding-Geschichten zu wechseln. In der Soziologie oder auf die Soziologie im deutschsprachigen Raum prasselt der Neue Materialismus ein bisschen ein (Keller 2017b). Ich weiß nicht wie sich das für die anderen Disziplinen darstellt. Der Neue Materialismus argumentiert hier, Diskursforschung habe nur mit Repräsentationen zu tun, aber nicht mit der agency der Materie, mit den tatsächlichen Affektbeziehungen und -strömen und so weiter. Das sind die neuen Theorie-Angriffe, die man dann entweder ignoriert, oder man versucht, Anregungen zu gewinnen bzw. sie komplett zurückzuweisen. Meine eigene Position verändert sich da gegenwärtig von der Zurückweisung hin zu dem Versuch, zu verstehen und Anregungen zu gewinnen. Aber, um bei der Diskursforschung zu bleiben. Willy Viehöver hat vorhin den Rückfall in den Vorkantianismus genannt, der im Neuen Materialismus vielleicht vorhanden ist. Die Idee dahinter ist natürlich, bezogen auf unser Erleben und Erfahren: Was macht eigentlich Wirklichkeit zugänglich? Was affiziert, und wie ist das Affiziertwerden eigentlich diskursiv-symbolisch strukturiert, in welchen Bestandteilen. Was macht Furcht und Angst? Ist das ein quasi natürlich entstehendes Gefühl, oder ist es ein gesellschaftlich geformtes Gefühl? Deswegen denke ich, dass Diskursforschung zu vielen die-

ser Phänomene sehr viel sagen kann und will auch ein Stück weit darauf insistieren, dass diese Forschung, die im Neuen Materialismus gemacht wird, nicht ohne Diskursforschung gemacht werden kann. Ich kann auch ein Beispiel geben. In einer Studie über die Veränderung des Embryos (Schadler 2013) geht es um folgende Fragen: Wie verändert sich ein Erleben von Schwangerschaft durch die Intervention einer technischen Maschine und die Bilder, die sie per Ultraschall gibt? Wie verändert sich die Wahrnehmung des Fötus im Gespräch über die Bilder, wie wird die Referenz der Schwangerschaft permanent verändert? Das kann meines Erachtens nicht ohne Grundannahmen über Symbolik, Interpretation und symbolische Ordnung, auch sprachliche Ordnung, und wie das gekoppelt ist, untersucht werden. Beim Neuen Materialismus legen die VertreterInnen soweit ich sehe nahe, man bräuchte das nicht. Die Effekte der Materie wären sozusagen aus sich heraus evident. Da gibt es viel Diskussionsbedarf (Keller 2019).

Marcus Müller

Das ist natürlich ein wichtiges Thema. Wir hatten in Heidelberg eine Tagung vor zweieinhalb Jahren dazu (Felder/Gardt 2018). Da können die empirische Linguistik und insbesondere die Korpuslinguistik einen Punkt machen, der sehr wichtig ist. Dass nämlich die sprachlichen Repräsentationsformate in sich eine Materialität haben und haben müssen, sonst gäbe es sie gar nicht. Wenn wir miteinander sprechen oder wenn wir Geschriebenes lesen, dann muss das materiell repräsentiert sein, sonst könnten wir es nicht sehen oder hören. Also muss es eine physikalische Realität besitzen. Das ist die Grundvoraussetzung für mein Leib- und Magengeschäft, die Korpuslinguistik. Wenn Wörter keine physikalische Seite hätten, dann könnte ich sie nicht vermessen, nicht kategorisieren und von einer Schublade in die nächste umschichten. Das heißt aber nicht, dass die Wörter als Sinngestalten messbar wären. Das sind sie natürlich nicht. Es sind sozusagen nur die Spuren, die visuellen Konfigurate, von denen ich auch erstmal in einem Sinngebungsverfahren sagen muss: »Du bist ein Wort«. Das weiß das Wort selbst nicht. Der Computer weiß das auch nicht. Das ist natürlich ein Akt der Konstruktion. So wie wir alle auf dieser materiellen Basis ständig Sinn erschaffen, symbolisch Gestalten, so versuchen wir es auch mit den korpuslinguistischen Methoden nachzuvollziehen. Mir scheint es aber eine wichtige Perspektive zu sein, weil es eigentlich aus dieser manichäischen Sicht herausführt: Ist es alles konstruiert oder ist alles materiell gegeben? Wir brauchen das Materielle zur sozialen Konstruktion der Welt. Wir müssen, glaube ich, nur das Verhältnis des Einen zum Anderen beschreiben.

Oliver Kühschelm

Es ist eine schwierige Frage, wie es in der Geschichtswissenschaft um die Zukunft der Diskursanalyse bestellt ist.⁸ Ich glaube, Kulturgeschichte, mit der die historische Diskursanalyse oft verbunden wird, hat tatsächlich den Zenit überschritten. Es gibt eben Moden.

8 Publikationen, die das Feld der historischen Diskursanalyse abstecken, datieren aus den frühen 2000er Jahren. Seither kam wenig Neues hinzu (Landwehr 2001; Martschukat 2002; Sarasin 2003; Eder 2006).

Es gibt Innovation und es gibt zumindest den Zwang zu behaupten, dass etwas neu ist. Schon von daher geht ein Druck aus, etablierte Perspektiven wieder abzulegen. Das ist das eine. Das andere ist, dass Diskursanalyse als Label eigentlich ziemlich erfolgreich war. Es ist die Normalauskunft von Forschern geworden, die intensiver mit Texten arbeiten. Wenn heute jemand nicht ganz unreflektiert mit Texten umgeht – und das machen Historiker trotzdem häufig genug –, dann wird die Auskunft zur methodischen Herangehensweise sein: »Ja das ist die Diskursanalyse«. Weiter geht es dann aber oft nicht.

Dann gibt es außerdem Perspektiven, die an diskurstheoretische Positionen anknüpfen. Zu nennen ist der von Philipp Sarasin unternommene Versuch, eine Wissensgeschichte voranzutreiben (Sarasin 2011, 2012; Lässig 2016). Das ist letztlich ein imperiales Projekt, das versucht die Sozialgeschichte auszuhebeln bzw. Sozialgeschichte durch eine wissenschaftsgeschichtliche Perspektive zu ersetzen.⁹ Der Anspruch der Substitution ist mir nicht plausibel, aber die Perspektive hat durchaus eine gewisse Attraktivität und es gibt auch empirische Forschung, die damit arbeitet.¹⁰

Zugleich macht sich aber ein starkes Bedürfnis bemerkbar, den cultural turn abzuhaaken und zur ›Wirklichkeit‹ zurückzukehren. Das betrifft nicht nur die Geschichtswissenschaften, aber eben auch. Da heißt es dann: »Wir müssen wieder stärker Wirtschaftsgeschichte machen, nachdem die Kulturgeschichte so lange dominiert hat«. Ich selbst bin Wirtschafts- und Sozialhistoriker – so würde ich mich jedenfalls verstehen. Für viele Wirtschaftshistoriker ist aber eine diskursanalytische Auseinandersetzung mit Wirtschaft etwas, das nicht zu ihrem Fach gehört (Spoerer et al. 2013). Ich glaube daher, dass gerade die Wirtschaftsgeschichte eines der Felder ist, in der eine Wendung zu Diskurstheorie immer noch viel bringen würde. Zwar gibt es schon Beispiele für Arbeiten im Sinn einer Wissensgeschichte der Ökonomie oder auch des Wirtschaftens,¹¹ doch in beidem steckt noch enormes Potenzial (Hilger/Landwehr 2011; Dejung/Dommann/Speich Chassé 2014). Gleichzeitig existiert ein enormer Druck, Wirtschaftsgeschichte an ökonometrische Verfahren zu binden. Ich habe die Befürchtung, dass letztere Richtung in den akademischen Machtkämpfen erfolgreicher sein könnte.¹²

9 Auf freundschaftlicherem Fuß steht die Sozialgeschichte im Stil der Bielefelder Schule (Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka et al.) seit jeher mit der Begriffsgeschichte bzw. Historischen Semantik, die sich auf – den ebenfalls in Bielefeld lehrenden – Reinhard Koselleck bezieht (siehe Koselleck 2010). Diese Variante einer historischen Rekonstruktion von Bedeutung gewinnt seit einiger Zeit wieder an Fahrt – als ein mit der historischen Diskursanalyse kooperierendes und konkurrierendes Unterfangen, das den Vorteil bzw. Nachteil größeren hermeneutischen Zutrauens hat (z.B. Leonhard/Steinmetz 2016). Christoph Geulen hielt 2010 ein »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts« (Geulen 2010), kritisch diskutiert u.a. von Philipp Sarasin bei einem Workshop 2011 (Kollmeier/Hoffmann 2012). Die »Nach dem Boom«-Literatur, die sich der (deutschen) Gegenwart seit den 1970er Jahren zuwendet, gewinnt Anregungen aus der Historischen Semantik (Doering-Manteuffel/Raphael/Schlemmer 2016).

10 So in theoretisch und methodisch freier Kombination mit anderen Perspektiven als Auseinandersetzung mit der »Verwissenschaftlichung des Sozialen« (Raphael 1996) seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert.

11 Speich Chassé 2013; Schmelzer 2016. In der Soziologie z. B. Maeße/Pahl/Sparsam 2017.

12 Die Forderung nach einer Historisierung von Ökonomie hat immerhin auch ihre Verfechter, wenn-

Was den Neuen Materialismus betrifft, so sehe ich hierin wichtige Herausforderungen. Ich glaube allerdings, dass die Einbeziehung von Materialität in der Geschichtswissenschaft an evidente Grenzen stößt. Was Historiker im Unterschied zu gegenwartsorientiert arbeitenden Sozialwissenschaftlern in aller Regel nicht tun können, ist ins Feld zu gehen. Es gibt kaum eine Wissenschaft, in der das, worüber man forscht, in so drastischer Weise abwesend ist. Man kann die räumlichen Situiertheiten nicht erfahren, man kann mit den körperlichen Akteuren nicht in Austausch treten. Die sind in aller Regel tot und auch die räumlichen Arrangements sind verschwunden. Man kann sie allenfalls noch auf Plänen finden. Das heißt, das Wissen um Materialitäten ist fast ausschließlich über Texte vermittelt – über diese Vermittlung kann man nicht drüberhüpfen. Die Literatur des new materialism scheint mir das manchmal zu unterschlagen. Ich finde sie als Anregung gut, aber ich halte ihre Ansprüche nicht für operationalisierbar – nicht in den Geschichtswissenschaften jedenfalls.

Saša Bosančić

Danke.

Werner Schneider

Ich würde gerne auf die Frage der Digitalisierung nochmal kurz eingehen, aber wenn das jetzt nicht passt, und Reiner Keller, der sich auch gemeldet hat, direkt an Oliver Kühsehl anschließt, dann kann ich auch später darauf zurückkommen.

Reiner Keller

Ist ganz was anderes. Ich wollte vielleicht was anschließen, aber das hat nichts mit Digitalisierung zu tun. Ich denke, was ein bisschen anschließt, ist die Diskussion und Frage: Wie verhält sich die Diskursforschung zum Wahrheitsbegriff? Beim Neuen Materialismus steht eher die Ontologie im Vordergrund, aber was ist mit dem Wahrheitsbegriff? Weil jetzt das Stichwort kam zur Ökonometrie. Also in der Soziologie gibt es ja auch jetzt eine neue Bewegung der evidenzbasierten Soziologie, spät im Vergleich zu anderen Disziplinen, aber auch hier in einem eher naturwissenschaftlichen Paradigma. Da sind die sozialwissenschaftlichen Diskursanalysen sicherlich nicht gut aufgestellt, solange man sich in diesem Paradigma bewegt und bewegen will, und das will ich nicht. Mich würde es interessieren, wie das in der Linguistik oder der Geschichtswissenschaft diskutiert wird: Was ist eigentlich Wahrheit in Zeiten von ›fake news‹? Und was wird unter Konstruktivismus verstanden? Die KollegInnen aus der evidenzbasierten Soziologie formulieren mitunter, jede konstruktivistische Sichtweise würde ja immer noch behaupten, dass die Sonne sich um die Erde drehe, und könne nichts beweisen und so weiter. Diese Angriffe kommen massiv wieder auf. Die Frage steht im Raum, wie wir uns positionieren. Welche Art von Wahrheiten produzieren wir, oder wie steht das, was Diskursforschung macht, zu dem oder den Wahrheitsbegriffen. Ich habe da noch keine Antworten, denn die Herausforderungen sind immer wieder neu. Aber es ist wichtig,

gleich das Interesse oft einem Paradigma von »Ideengeschichte« verpflichtet bleibt (Rössner 2017).

das zu klären, weil dies zukünftig eine Rolle spielen kann bei der Beurteilung von Arbeiten, bei Forschungsprojekten. Es wird zukünftig vielleicht neue oder andere Gutachterkämpfe geben innerhalb der Soziologie: Folgt sie dem naturwissenschaftlichen Paradigma und ist nur dann eigentliche Wissenschaft? Und alles andere wäre traditionelle Kaffeesatzleserei. Da gibt es einen beginnenden Aufstand. Mich würde dazu eure Sicht jeweils interessieren.

Saša Bosančić

Machen wir doch jetzt einfach zu dem Thema reihum einen Vorschlag.

Reiner Keller

... Also es ist auch die Replizierbarkeit von Studien und diese Frage ist ein großes Thema innerhalb der Sozialwissenschaften.

Werner Schneider

Genau, man müsste das jetzt nicht irgendwie mit zwei, drei Sätzen beklatschen oder kritisieren, sondern das Problem ist das Stichwort von bzw. die Idee der evidenzbasierten Soziologie als solcher. Ich glaube, das ist in der Tat eine Sache, die eine – kritische – Differenzierung bräuchte, weil die Frage nach ›empirischer Wahrheit‹ lässt sich ja womöglich schnell durch entsprechende Beschreibung beantworten, aber entscheidend ist vielmehr die Frage nach den eigenen erkenntnistheoretischen Prämissen. Die andere Frage ist natürlich die nach der Methodik und den methodologischen Grundannahmen sowie der Überprüfbarkeit von wissenschaftliche Geltung beanspruchenden Verfahren. Da würde ich auch meinen, dass die vor 50 Jahren noch passenden Antworten aus diskurstheoretischer und diskursanalytischer Perspektive zu hinterfragen sind. Hier sehe ich tatsächlich Herausforderungen, aber das sind keine, die man nicht beantworten könnte.

Spannend wird die Kurve zur Digitalisierung, da wir damals, bei unserem interdisziplinären Gespräch, diesen Punkt nicht diskutiert haben – der Begriff kommt interessanterweise damals noch nicht einmal vor.

Für mich ist die Frage nach der Digitalisierung aus diskurs- und dispositivanalytischer Perspektive tatsächlich eine ganz spannende. Gemeint ist nicht nur der Blick auf big data oder dass man das Digitale dort untersucht, wo es digital zugeht. Oder dass man in die sogenannten sozialen Medien schaut. Vielmehr habe ich den Eindruck, wir können uns heute noch gar nicht so richtig vorstellen, in welchen Dimensionen unseres Alltagslebens uns Digitalisierung die nächsten Jahre und Jahrzehnte völlig neu ausrichten wird. Dieser Art von – und das kann man nur interdisziplinär – Vorausdenken und jetzt schon die methodischen Potenziale, aber auch die methodischen Risiken aus und für diskurs- und dispositivanalytischen Perspektiven abzuschätzen, ist eine wirkliche Herausforderung. Da müsste Diskursforschung sich jetzt damit beschäftigen, sonst laufen wir gewissermaßen in 10–15 Jahren den Dingen hinterher. Das wäre eine Aufgabe von Workshops, interdisziplinären Tagungen und so weiter. Die Zukunft der Digitalisierung so anzugehen, dass man die vorhandenen erkenntnistheoretischen, methodologischen und methodisch-operativen Prämissen schon jetzt versucht, auf den Prüfstand zu stellen und

zu schauen, was taugt momentan noch oder wo müssen wir jetzt anfangen neu zu denken – das wäre aus meiner Sicht eine spannende Agenda.

Saša Bosančić

So, das war zwar keine Antwort auf die Wahrheitsfrage, aber eine neue Diskussion.

Oliver Kühschelm

Wie man aus den Sozial- und Kulturwissenschaften heraus Wahrheit denken soll, finde ich eine spannende und wichtige Frage. Ich bin mir nur nicht sicher, ob ich darauf eine großartige Antwort parat habe. Ich glaube nicht, dass das, was ich produziere, einfach die Wahrheit ist, aber ich glaube ebenso wenig, dass es beliebig ist. Es folgt bestimmten Verfahren, es setzt auf Argumente, man kann darüber streiten; aber es baut schon auf bestimmte Regelhaftigkeiten.

Ich bin mir auch nicht sicher, ob das Phänomen von fake news wirklich ein Problem für die Forschungspraxis ist. Die Vorstellung, dass man aus der Wissenschaft heraus die Möglichkeit von fake news beheben könnte, käme mir ganz unwissenschaftlich vor. Dann wäre die Wissenschaft eine Expertendiktatur, die nach dem Muster funktionieren würde: »Machen wir ein Forschungsprojekt, dann ist es geklärt und anschließend bestimmen wir, was gesagt werden darf«. Insofern glaube ich dem Vorwurf nicht, dass die Postmoderne am Verlust von Wahrheit und der Möglichkeit von fake news schuld wäre (Shore 2017). Wenn man sich darauf einlässt, ist man ganz schnell einer von den Schuldigen, sobald man sich für kulturwissenschaftliche Methoden oder Fragen interessiert; aber ich fühle mich nicht schuldig.

Marcus Müller

Ich habe es schon angedeutet: Ich bin Teilzeit-Materialist kraft meines Amtes; ich werde dafür bezahlt. Wenn ich eine Messung vornehme, dann muss ich die Bedingungen angeben können, unter denen das Messergebnis richtig ist oder unter denen es falsch ist. Sonst kann ich das mit dem Messen gleich sein lassen. Wir müssen zumindest in meinem Forschungsgebiet, wenn wir ein Projekt skizzieren, eine kleine Welt bauen, in der es klar ist, was wahr ist in dieser Welt. Das heißt nicht, dass, wenn sie fertig gebaut ist, ich das Ergebnis in die Welt stelle und sage: »Das ist wahr«.

Weil ich dann wieder aus dem inneren Kreis heraustrete und ganz anderen Wahrheitsbedingungen unterliege, von denen ich weiß, dass sie in Gesellschaften sozusagen kontingent formuliert werden und das weiß ich wiederum, weil ich weiß, dass es wahr ist. Das ist ja schließlich mein Job, das habe ich ja herausgefunden. Aus diesem Kreis kommen wir natürlich nicht raus, aber wir dürfen auch nicht behaupten, dass wir nicht drin wären. Natürlich habe ich ein Gefühl dafür und sage »nein, manche Sachen sind falsch, manche Sachen sind wahr«. Auch wenn ich theoretisch weiß, woran das liegt, kann ich vielleicht trotzdem nicht sagen »deswegen ist es nicht so«, aber das ist eine Frage, die wir doppelt beantworten müssen; einmal methodologisch und da gibt es, denke ich, eine gute Antwort und einmal reflexiv wissenschaftstheoretisch und da gibt es bessere Leute als mich. Das mit den fake news: immer wenn ich öffentlich auftrete kommt hinterher je-

mand und meldet sich: »Wann haben wir denn den Algorithmus, der die fake news endlich erkennt«. Das ist ganz furchtbar.

Willy Viehöver

Du hast ja vorhin das Stichwort gegeben mit der evidenzbasierten Soziologie und der Frage: Was ist denn der Gegenstandsbereich einer evidenzbasierten Soziologie? Wir haben in der Soziologie einen anderen Bezug zu materiellen oder körperlichen Referenzen, als die Linguistik. Die Diskussion über *alternative Fakten* und *fake news* kann für die Diskursforscher eigentlich gar keine Überraschung sein. Vor ein paar Wochen kursierte die Nachricht Sylvester Stallone sei tot und er hat sich dann persönlich öffentlich »zurückgemeldet« so in dem Sinne, er wüsste nicht davon, dass er tot sei und daraufhin war die Diskussion ziemlich schnell erledigt. Bei solchen Beispielen mag das einfach sein. Bei anderen Dingen, wo es um andere gewichtige Wahrheitsfragen geht, wie beim Klimawandel und so weiter, da ist die Sache schwieriger, weil es da seit über 40 Jahren strittig ist, ob es nun den anthropogenen Klimawandel gibt oder eben nicht, und wie schlimm der jeweils für wen ist. Daher macht mich dieser Slogan von der evidenzbasierten Soziologie, die eben auf ›wahren‹ Aussagen beruhe, schon mal sehr skeptisch.

Ich habe gerade gedacht, dass Foucaults – und nicht nur seine – Leistung darin bestand, dass die Wahrheitsfrage historisch gesehen und eventuell auch kulturell gesehen jeweils anders und immer wieder neu gestellt und auch jeweils neu begründet sowie mit entsprechenden Kriterien versehen wird. Wobei man nicht nur die Wahrheitsfrage im Blick haben sollte, sondern auch die nach normativer Richtigkeit oder Authentizität, die wandeln sich ja auch permanent. Ich glaube schon, wenn man ernsthaft darüber redet, dass man sich besser verteidigen muss, weil in der Tat sehr oft diese Stories eben kommen: Ihr diskursforschenden KonstruktivistInnen seid daran Mitschuld, dass der Faktor Wahrheit nicht mehr ernst genommen wird.

Der Slogan ›evidenzbasiert‹ stattet den soziologischen Diskurs schon mit einem gewissen objektivistisch klingenden Wahrheitsanspruch aus, den man mir erstmal nachweisen müsste. So sehr würde mich die Kritik am Konstruktivismus also doch nicht erschrecken; wir könnten uns, glaube ich, gut verteidigen. Wir haben es bisher nur nicht so sehr oder nicht nachhaltig genug gemacht. Ich würde das Thema aber gerne nochmal mit deiner Frage und mit dem Digitalisierungszeitalter verbinden, weil wir das jetzt gar nicht diskutiert haben. Selbst wenn man davon ausgeht, dass es so etwas wie *Welt* gibt und dass die irgendwie ›zeigbar‹ ist oder zur Sprache gebracht werden kann, da sind wir schon wieder bei Heidegger, sind wir da eigentlich an einem Punkt, wo wir fragen müssen: Können wir denn das eigentlich tun ohne zu interpretieren? In dieser Digitalisierungswelle und big data-Euphorie scheinen ja einige ProtagonistInnen der Auffassung zu sein, dass wir die Texte und andere Datenformate gar nicht mehr lesen und interpretieren müssen, sondern dass die Technik selber da im Grunde bestimmte Dinge ›sichtbar‹ macht. Diesbezüglich habe ich doch eher große Zweifel, dass die Interpretation umgehbar ist, selbst wenn wir das aus einer disziplinären Perspektive dann deutlich machen müssen, was denn unsere jeweiligen Epistemologien sind, aber die Digitalisierung wird uns nicht von der Interpretation befreien. Selbst die Art und Weise, wie der Computer

mit Daten gespeist wird, selbst wenn er diese scheinbar eigenständig ›herbeicrawlt‹, hat schon etwas mit Interpretation zu tun. Das war ein zweiter Punkt, den ich machen wollte.

Marcus Müller

Darf ich ganz kurz einhaken, weil sie mich so angeschaut haben, als könnte ich Ihnen vielleicht widersprechen.

Willy Viehöver

Nein, nein.

Marcus Müller

Das ist natürlich vollkommen richtig, was Sie sagen.

Reiner Keller

Also ich spreche vor dem Hintergrund der Diskussion, die es in der deutschsprachigen Soziologie gibt, mit einer vielleicht beginnenden Spaltung, wo man sehen muss, wo das hinführt. Das kann bspw. über ganz konkrete Forschungsaufgaben erfolgen, etwa diejenige der Replizierbarkeit – als ein Kriterium müsse jede Forschung replizierbar sein. Es gibt auch KollegInnen in der qualitativen Forschung, die von Replizierbarkeit ausgehen. Was würde das heißen für die Diskursforschung? Also die Mehrzahl der Diskursforschungen ist wohl nicht replizierbar in dem Sinne, dass, wenn man sie einem anderen Team gibt und sagt, macht das mal genauso, dass dann das Gleiche rauskommt. Doch manche denken, das müsse sein, sonst wäre es methodisch Unsinn, keine Wissenschaft, sondern Narration oder Fiktion. Ein zweites Element ist die Frage der Daten: Sie bekommen das Geld nur, wenn Ihre Daten dann für andere Analysen Dritter zur Verfügung stehen, also Auflagen, die bspw. von Stiftungen geschrieben werden. Da ist dann die Frage: Was machen wir mit Interviews, mit Beobachtungen, mit Gruppendiskussionen, mit unterschiedlichen Verfahren, die man benutzt hat, wo Leute sich bereit erklärt hatten, über ein Thema zu sprechen oder zu diskutieren. Diese Anforderungen kommen aus einem quantitativen Forschungsparadigma mit großen numerischen Datensammlungen. Das setzt die Forschungen unter Druck, die eigentlich versuchen, anders zu arbeiten. Es ist leider so, dass manche Kollegen und Kolleginnen es nicht unbedingt akzeptieren, dass man diese relationalen Wahrheitsbegriffe und diese Überlegungen hat. Ein ganz anderer Punkt ist, diese Frage nach der Wahrheitswiederholung. Ich hatte es kurz schon in Gesprächen erwähnt. Wir hatten letztes Jahr eine Diskussion hier mit verschiedenen Ansätzen zur Umweltdiskurs-Forschung. Da gibt es die Frage, was eigentlich das Ziel einer solchen Diskursforschung ist. Was will sie denn? Es gab viele unter den SozialwissenschaftlerInnen, die hier waren, die eigentlich eine Position vertreten haben, dass es darum gehe, das Phänomen zu ›verkomplizieren‹. Also Dinge, die scheinbar klar und eindeutig sind, irgendwie komplex zu machen. Also nicht unklar und uneindeutig zu sein, aber Komplexität zu zeigen und die Punkte sichtbar zu machen, wo Dinge nicht so selbstverständlich sind, wie sie scheinen, und wo unterschiedlichste Entscheidungen, Ressourcenverhältnisse, Machtverhältnisse usw. intervenieren. Also um das nachher ein bisschen

anders zu sehen. Es gab auch Kolleginnen und Kollegen, die gesagt haben: »Nein ich akzeptiere eine bestimmte Gesellschaftsposition als die Wahrheit«. Also Klimawandel, ja? Es gibt diesen Klimawandel und alles was ich mache, zielt darauf, diskurswissenschaftlich zu befördern, dass sich diese Wahrheit durchsetzt. Das impliziert eine Entscheidung darüber, etwas als wahr vorauszusetzen. Das eine ist eben wahr und gut, und das andere ist böse und schlecht. Sie wussten also, welcher unter den Diskursen, die sie beobachteten, wahr ist. Und im anderen Fall ist es gewissermaßen eine Außenperspektive, die sich nicht per se darauf einlässt, dass etwas bereits wahr ist, gerade so wahr ist, wie es sich selbst als wahr behauptet. Ich weiß nicht, ob das Ihre Frage war, aber...

Werner Schneider

Aus meiner Sicht und ganz ähnlich zu Reiners eben gemachten Punkt, wenn ich das richtig verstanden habe, geht es – vereinfacht formuliert – darum, dass die Aufgabe von Diskursforschung nicht darin liegen kann, zu entscheiden, was nun ›wirklich‹ wahr oder falsch ist, sondern aufzuzeigen, wie Wahrheit hergestellt, durchgesetzt, folgenreich gemacht wird. Mir ist – ganz im Sinne Max Webers – jegliche soziologische Forschung suspekt, die qua expliziter Setzung oder implizit bleibender Annahmen immer schon weiß, was gut und richtig versus schlecht und falsch zu sein hat. Interessant dabei ist, dass sich derzeit eine Transformation abzeichnet, indem sich Forscher nicht mehr darüber austauschen, was das Wichtige oder das Unwichtige (bei der Formulierung von Forschungsfragen etc.) ist, was an Methoden und Befunden warum bzw. aufgrund von welchen Kriterien Geltung beanspruchen kann, über die man sich dann streiten kann. Vielmehr werden Setzungen vorgenommen, die von vorne weg schon auf das Wahre versus das Falsche hinauslaufen. Ich meine, man kann sich jetzt aus einer Diskursperspektive darauf zurückziehen, diese Transformation in den wissenschaftlich-öffentlichen Debatten für sich stehend schon als interessant zu sehen und zum Gegenstand von Diskursanalysen zu machen. Aber das Ganze schlägt natürlich in dem Moment auch auf die eigene Perspektive der Diskursforschung zurück, wo die Entwicklung gleichsam institutionalisiert folgenreich wird und dann Forschung entsprechend ›wahrheitspolizeilich‹ reglementiert und diszipliniert wird. Wie wollen wir damit umgehen? Ich muss ganz offen gestehen, die einzige Umgangsweise, die mir dazu einfällt, aber vielleicht hat da jemand andere oder bessere Ideen, ist tatsächlich nicht die Setzung einer eigenen kritischen Position, sondern die Dekonstruktion dieser Transformation bzw. dieser Entwicklungen. Evidenzbasierte Medizin ist für mich das paradigmatische Beispiel, wie so etwas wie ein ›Evidenz-Argument‹ funktioniert und wie man das aber auch ganz schnell diskursanalytisch pulverisieren könnte, wenn man es denn möchte. Allerdings würde mit solchen diskursanalytischen Dekonstruktionen von evidenzbasierten Befunden in der Medizin nicht schon das Medizinsystem an sich und auch nicht die medizinische Forschung als solche in Frage gestellt sein. Das würde vielmehr dann eigene Diskurspolitiken erfordern, die man gezielt betreiben müsste. Dazu braucht es m.E. aber bspw. keine kritische Diskursanalyse als Forschungsansatz, sondern kritische Diskurspolitiken, die empirisch unterfüttert sein mögen, aber nicht wissenschaftlich legitimiert sein können.

Christiane Hof

Ich bin mir jetzt nicht sicher, ob meine Bemerkung noch passt, aber ich möchte nochmal an die Rede von der Wahrheit anknüpfen. Ich komme aus den Erziehungswissenschaften und dort wird – insbesondere in der Schulforschung – die Evidenzbasierung gefordert. Dies wird dann häufig so interpretiert als könne die Wissenschaft den Lehrenden vorschreiben, wie sie erfolgreich unterrichten sollten. Das funktioniert in dieser Form natürlich nicht. Das hat was mit Kontextualität zu tun. Diskursforschung würde ich jetzt so verstehen, dass sie gerade auf die Kontextualität von Aussagen verweist. Das heißt natürlich zugleich, dass man die Wahrheitsfrage, wie Du sie eben gestellt hast, so nicht stellen kann. Stattdessen muss es darum gehen die Aussagen im Hinblick auf ihre Rahmungen und Bezugspunkte hin zu beleuchten. Dies geht auch einher mit der Methodenfrage – auf die ja auch immer wieder verwiesen wird. Ich werde zunehmend von den Studierenden oder Doktorandinnen gefragt: »Wie mache ich Diskursanalyse?« Sie suchen gleichsam das Rezeptbuch. Und ich sag dann immer: »Ne es gibt kein Rezeptbuch.« Aber was mir wichtig scheint ist klarzumachen, dass bei Diskursanalysen Äußerungen analysiert werden. Es geht darum herauszuarbeiten, worauf die Äußerungen verweisen. Was ist der Referenzpunkt, der mit der Äußerung in Anspruch genommen wird? Worauf verweisen sie? Für die Diskussion scheint es mir daher wichtig zu klären, mit welchen Fragen / Erkenntnisinteressen diese Äußerungen eigentlich betrachtet werden. Wenn man so mal ansetzen würde, um darzustellen, was Diskursanalyse eigentlich macht, dann wird dadurch vielleicht eine interdisziplinäre Verständigung leichter. Zugleich könnte dadurch auch ein Beitrag geleistet werden – was ja auch vorhin eingefordert wurde – Ergebnisse transparent zu machen. Ich glaube daran müssen wir als Wissenschaftler schon festhalten. Das wir sagen, es muss nicht replizierbar sein, so wie wenn ich SPSS nochmal drüber laufen lasse, aber es muss nachvollziehbar sein.

Saša Bosančić

Das würde ich sehr gerne als Schlussrunde aufgreifen. Dann auch nochmal mit Verbindung zum Gespräch von vor zehn Jahren. Da hat sich die Runde auch gegen Standardisierungen ausgesprochen. Dennoch hat jeder Diskussionsteilnehmer betont, es müsse nochmal weiter expliziert werden, wie Methoden für die Diskursforschung adaptiert werden können. Werner Schneider hat insbesondere ein Methodenbuch angeregt und Reiner Keller hat eben implizit auch einen Titel vorgeschlagen: Reflexive Diskursforschung. Was müsste in so einem Buch stehen? Wer möchte die Schlussrunde beginnen? Reiner Keller?

Reiner Keller

Ich unterstütze völlig, was Christiane Hof gesagt hat, und was bei Ihnen hier auch gesagt worden ist und von eigentlich allen. Also eine Orientierung an Verfahren, an Vorgehensweisen und Begründungsformen, um etwas nachvollziehbar zu machen. Aber ich verweigere mich dem Rezeptbuch, in dem steht: Folge Punkt eins bis zehn, nutze immer genau diese zwei Analysebegriffe in dieser Kombination und dann hast du immer gute Ergebnisse. So wie das in manchen Büchern für andere Verfahren, nicht nur, aber auch in

der Diskursanalyse geschrieben steht. Die damaligen Diskussionen Ende der 1990er, Anfang der 2000er Jahre gingen ja noch von dem kompletten Gegenteil aus. Philipp Sarasin ist ja schon angesprochen worden. Wir haben inständig versucht, ihm einen Methodenbeitrag abzurufen, also ihn gebeten, irgendwie zu beschreiben, wie er es denn macht. Was also foucaultsche Inspiration als Handwerk ausmacht. Manche seiner Studierenden kamen zu unseren Werkstätten, weil sie die reine Inspiration halt nicht hatten.

Die Weiterentwicklung der Diskursforschung leidet zumindest bei mir so ein bisschen an der Zeit, zu schreiben und Dinge zusammenzutragen. Das könnten aber auch andere übernehmen. In dem Sinne, dass man Erfahrungen und Vorschläge immer wieder mal verdichtet, entwickelt, weiterentwickelt und mit neuen Dingen kombiniert. Das haben die Handbücher, die angesprochen worden sind, versucht, ein Stück weit zu machen. Aber mein Ziel wäre nicht, dass wir sagen, innerhalb der Diskursforschung gibt es nur eine richtige Vorgehensweise: »Es geht nur so und so und nichts anderes«. Das ist glaube ich ziemlich unsinnig. Vielmehr sollten die Perspektivität und Vielfalt und Unterschiedlichkeit genutzt werden. Diversitätspolitik oder wie auch immer man das nennen will, ist ganz wichtig. Wie das bei anderen Disziplinen ist, kann ich nicht sagen. Aber so nehme ich das eigentlich auch dort wahr.

Werner Schneider

Na ja, die Methodenfrage, die uns damals bei jenem Diskursgespräch tatsächlich beschäftigt hat, war vorhin schon Thema und hat m.E. bis heute an Relevanz nichts verloren. Wir sind uns schon damals – so erinnere ich das damalige Gespräch – alle weitgehend einig gewesen, dass es eine ›methodologisierende‹ Form von Vereinheitlichung nicht geben kann und auch nicht geben sollte. Ich glaube, ohne das jetzt genauer auszuführen, ich würde heute gar nicht mehr sagen, man sollte ein Buch schreiben. Ich würde heute eher sagen, man kann gar kein Buch mehr darüberschreiben, denn man müsste vielmehr eine umfängliche, gleichsam ›unendliche‹ Reihe initiieren, die permanent versucht aufzugreifen, was es zu einem gegebenen Zeitpunkt an methodischem Konsens und was es an jeweils neuen Entwicklungen in den verschiedenen methodisch-praktischen Variationen gibt, die man diskursanalytisch einsetzen kann oder könnte. Ich verstehe es, dass man bspw. Studierenden bei Qualifikationsarbeiten Angebote geben muss, wie man in der eigenen Forschung in methodischer Hinsicht die praktische Operationsebene ansteuern kann, sonst bringt das ja alles nichts, was man sich so im Kopf als Forschungsfragen und -strategien vorstellt. Aber ich meine mittlerweile, dass die Diskurs- und Dispositivforschung vor allem und im Kern auf die Vermittlung einer bestimmten Form des analytischen Denkens zielen muss, nämlich zentriert auf solche Perspektivierungen, wie wir sie vorhin eingangs benannt haben: die mit diesen Forschungsperspektiven auf eine spezifische Art und Weise formulierte Frage nach Macht und Herrschaft. Das steht aus meiner Sicht im Zentrum, und dann braucht es zur empirischen Arbeit an entsprechenden Forschungsfragen in den verschiedensten Forschungsfeldern zu den unterschiedlichsten Themen eine möglichst weite, breit aufgestellte Methodenkompetenz. Wenn man die hat – und die haben Studierende dann, wenn sie im Studium ein entsprechendes Lehrangebot haben und nach Möglichkeit in die Forschung an den Professuren

und Lehrstühlen einbezogen werden –, dann kann man für seine eigenen Fragestellungen diese spezifische Art und Weise des analytischen Denkens, des Herangehens an Phänomene forschungspraktisch runterbrechen und methodisch-operativ explizieren. Da würde eines oder mehrere ›Rezeptbücher‹ wohl eher kontraproduktiv wirken. Inwieweit das heute in dem Feld von Diskursforschung so Konsens wäre, bin ich mir nicht so sicher.

Rainer Diaz-Bone

Ich meine jetzt zu deiner Antwort, an sich zu dem Stand der Diskursforschung, dass es eine starke methodische und technische Kopplung ja eigentlich nicht gibt – also in der Soziologie zumindest. In der Linguistik sieht das anders aus. Wir haben in der Sozialforschung einerseits einen »overkill« an Techniken und Daten, andererseits muss man nach der Theorie fragen. Und im Vergleich zu anderen transdisziplinären Positionierungen gibt es keine starke Diskursforschung in der Soziologie. Es ist noch eine Chance, weil man sagen kann »wir sind noch nicht gestartet und wir können uns das als Ziel vornehmen«. Aber im Vergleich zu anderen Positionierungen habe ich da bedenken – es ist also noch zu früh für »Friedensangebote«, nach dem Motto »wir müssen nicht daran arbeiten, jeder macht was er will« – wir müssen erst einen eigenen Weg finden.

Werner Schneider

Das war ja auch kein Friedensangebot im Sinne von: Jeder darf machen was er will, dann brauchen wir nicht mehr zu streiten. Das war eher der Aufruf zur praktischen Kreativität in der Forschung.

Rainer Diaz-Bone

Ja.

Oliver Kühschelm

Was in einem Methodenbuch zur Diskursforschung stehen müsste, weiß ich auch nicht. Es gibt eigentlich schon ziemlich viele einschlägige Bücher, habe ich den Eindruck. Zumindest die Menge der Bücher zu textanalytischen Verfahren ist unüberschaubar. Da kommt es bloß darauf an, wo man sich bedienen will. Wenn man das einigermaßen reflektiert macht, ist mir relativ egal, wo das genau herkommt. Ich habe daher auch mit Verblüffung wahrgenommen, dass irgendwann einmal in der Germanistik zwischen Duisburg und Düsseldorf vermeintlich Welten lagen. Ich habe das nicht ganz verstanden. Generell ist man als Historiker dazu geneigt, sich recht hemmungslos und unbelastet aus dem sozialwissenschaftlichen Baukasten zu bedienen, wenn man dazu denn Lust hat. Man darf nur nicht glauben, dass man über Methoden und Formalisierungen fast automatisch oder mechanistisch zu Inhalten kommen wird. Meine ersten Begegnungen mit Linguistik und Literaturwissenschaften waren strukturalistischer Art¹³ – und da herrschte immer noch der Traum, dass man aus Form Inhalt erzeugen bzw. aus der Betrachtung der Form den Inhalt rekonstruieren kann. Das scheint mir auch bei der Kritischen Dis-

13 Link 1990.

kursanalyse ein Problem zu sein.¹⁴ Aber trotzdem ist die Kritische Diskursanalyse im weitesten Sinn eine der Methoden, auf die ich immer zugegriffen habe.

Darüber hinaus braucht man – und das ist jetzt schon oft angesprochen worden – erkenntnisleitende Perspektiven. Das Label der Diskursforschung ist mir da nicht unbedingt zentral, aber ich glaube, man braucht ein Konzept von Diskursen, und man braucht sicher ein Konzept von Macht. Dafür ist Foucault immer noch nützlich, aber es gibt ja auch viele andere Machtkonzepte. Ich habe mich zuletzt für Michael Manns Geschichte der sozialen Macht interessiert und finde hier viel Anregendes (Mann 1986–2013)¹⁵. Man benötigt sicher zusätzliche Begriffe, die man zum Teil auch wieder von Foucault beziehen kann. Die Gouvernamentalitätsperspektive ist in den Geschichtswissenschaften immer noch relativ neu und hat viel Potential für Geschichten der Staatlichkeit (Joyce 2013; Maier 2012; Jessop 2016).

Es geht somit um eine Kombination aus Perspektiven und Methoden, darum sie reflektierend zu verbinden. Das passiert wiederum genau dadurch, dass man darüber redet oder schreibt. Das ist nicht etwas, das an einem bestimmten Punkt gelöst wäre und dann in einem Buch stehen würde, aus dem alle anderen die Rezeptur beziehen könnten.

Marcus Müller

Also wir Linguisten sind ja alle als Strukturalisten erzogen worden. Es gibt auch gar keine nicht strukturalistische Linguistik. Das kann es auch gar nicht geben. Insofern wäre jetzt meine Replik natürlich, wir machen nichts Anderes als aus Form Inhalte zu erzeugen. Die Frage ist nur, wie sicher ist der Weg von einem zum anderen und wie stabil ist er. Ich würde gerne die Gelegenheit nutzen, nochmal in Frage zu stellen, dass das worüber wir gerade reden, eigentlich dieselbe Sache ist. Das geht jetzt auch in die Interdisziplinaritäts-Kritik. Ich habe mir einige Punkte bei Ihrem Eingangsstatement mitgeschrieben, über die ich noch sehr genau nachdenken werde. Einer davon war die Frage, die Sie gestellt haben nach der Existenz von Diskursen – gibt's sowas eigentlich? Als Linguist würde man sagen: natürlich nicht. Ich zumindest – andere LinguistInnen vielleicht nicht. Also – über den Referenten des Wortes »Diskurs« in »Diskursanalyse« nachzudenken ist ungefähr so sinnvoll wie über den Referenten des Wortes »Him« in »Himbeere« nachzudenken. »Diskurs« gibt eigentlich nur im Kompositum einen Sinn. Der Sinn ist, dass es eine bestimmte Analyseperspektive auf Sprachgebrauch nahelegt – für die Linguistik wohlgeordnet. Deswegen glaub ich, Reiner, ist dieses Wort »Diskurs« in der Linguistik in den letzten fünf bis zehn Jahren auch so erfolgreich gewesen. Da hat sich eine Perspektive aufgemacht, die den konstitutiven Zusammenhang von Sprache, Wissen und Gesellschaft adressiert und unter denen sich ein großer Teil des Faches wiederfinden kann, aber dann wiederum in ganz heterogenen einzelnen Fragen. Also zum Beispiel das, was man früher in der Textlinguistik gemacht hat. Textlinguistik gibt's jetzt fast nicht mehr. Oder in der linguistischen Pragmatik, in der Soziolinguistik, in der Stilistik. Nicht alles, aber sehr vieles davon

14 Wie ich auszuführen versucht habe in: Kühschelm 2015.

15 Auf Deutsch sind nur die beiden ersten Bände – und gekürzt – erschienen: Mann (1990–2001): Geschichte der Macht.

hat sich jetzt neu formiert um dieses Wort »Diskurs« – und die Etikette »Diskurslinguistik« und »linguistische Diskursanalyse« und wie das alles heißt. Dementsprechend vielfältig sind auch die Fragen, die man hat und die man auch versucht zu beantworten. Das finde ich nicht schlecht, sondern sehr gut. Das ist eigentlich sehr sinnvoll. Insofern kann es gar nicht das Buch geben mit dem Titel »Wie analysiere ich den Diskurs?«. Aber es gibt natürlich viel Literatur dazu rund um das Thema: Wie baue ich einen Korpus auf? Wie beschreibe ich meine Daten? Was ist ein Sprechakt? Was hat Sprache mit Gesellschaft zu tun? Was ist mit der Praxis des Definierens in wissenschaftlichen Diskursen? Usw. Aber es ist ein sehr heterogenes Feld, dass eine ganze Reihe spezifischer Einzelfragen, die auch erstmal in der Soziologie nur damit zu tun haben, dass man eine Vorstellung davon bekommt, dass es eine Interaktion in der Gesellschaft braucht, um erstmal loslegen zu können. Dann gibt es bestimmte Nebeneffekte, die soziologisch interessant sein mögen oder auch nicht.

Saša Bosančić

Dann hat Willy Viehöver das Schlusswort.

Willy Viehöver

Ich tue mich schwer damit darauf eine Antwort zu finden. Wenn man von dem Punkt ausgegangen ist, Methodologisierung (oder nicht) und Reflexion der Methoden, dann war ein Stichwort eben Transparenz. Reiner Keller hat jetzt so ein bisschen geantwortet, schaut mal in meine Bücher, da habe ich versucht einiges davon zu explizieren, ohne für einen unflexiblen Kanon zu plädieren (siehe u.a. Keller 2011; Keller/Truschkat 2012). Ich hätte jetzt auch im ersten Augenblick noch einiges beizufügen. Ich bin natürlich von einem bestimmten Konzept ausgegangen, nämlich dem der Erzählung. So wie u.a. Keller und Schetsche/Schmied-Knittel (2013) Deutungsmuster in Beziehung zum Diskurskonzept setzen, habe ich das Konzept der Narration benutzt, ausgehend von der Annahme Wilhelm Schapps (2012), dass wir alle in Geschichten verstrickt sind. Für mich kann man nicht nur aus einer soziologischen Sicht sagen, es gibt Mythen und Erzählungen. Ich habe aber dann versucht, den Begriff nochmal zu theoretisieren. Zumindest in der Hinsicht glaube ich, ich neige hier dazu Rainer Diaz-Bone zuzustimmen, habe ich immer sehr strukturalistisch gedacht. Ich habe gesagt, dass bei einer Diskursforschung, die sich irgendwo immer mit geregelten Aussagensystemen befasst, ich immer ein Problem mit der Frage gehabt habe: Also was sind das jetzt für Strukturen? Was sind in der Diskursforschung eigentlich »Regeln« und »Regelsysteme«, die Diskurse strukturieren oder generieren, etwa im Gegensatz zu Regelmäßigkeiten? Ich hatte das Konzept der Narration dann so verwendet und über die Jahre auch immer wieder variiert, um zu zeigen, dass narrative Strukturen ein zentrales Strukturelement von Diskursen sind, die die Ordnung der Dinge oder der Begriffe usw. generieren. Ich halte das Narrationskonzept auch für dynamischer als das Deutungsmusterkonzept. Erzählungen umfassen dabei mehrere Dimensionen, sie sind mehr als eine kommunikative Gattung. Die Art und Weise wie Plots erzählt werden, das Konfigurieren und Refigurieren, ist eine davon, die Tiefenstrukturen der Werte und Wertgegensätze oder die Aktantenstrukturen sind andere. Ich habe zu-

dem versucht auf verschiedene Ebenen, ich nenne jetzt dann nur mal eben *Plots*, als eine Aktantenstruktur und natürlich das Personal, konfigurierende Größe, zu zeigen, wie Narrationen Diskurse strukturieren. Narrationen spielen dann auch in herrschafts- und machttheoretischer Hinsicht eine zentrale Rolle, dadurch wie sie dann eben Phänomene (kon-)figurieren. In diesem Zusammenhang generieren (und dekonstruieren) *Plots* gewissenmaßen Agency.

Ich habe auch versucht, jeweils zu explizieren, was ich eigentlich tue, wenn ich vor Texten oder narrativen Reden stehe/sitze. Dann habe ich versucht, die jeweiligen Schritte der Analyse auch anzugeben, ohne dass ich das jetzt hier ausführen kann. Damit verbunden ist aber auch nochmal ein zweiter Punkt, warum das denn von Interesse ist. Da würde ich dann doch auch irgendwie für eine gewisse Kreativität und Offenheit plädieren. Ich würde von Levi-Strauss die These übernehmen, ich kriege den Satz jetzt nicht mehr wörtlich zusammen, wonach er sich mit der Frage befasst, welche Aufgaben Mythen und Narrationen in Gesellschaften haben. Im Grunde dienen sie Gesellschaften jeweils in den historischen Epochen, um sich mit den in ihnen vorhandenen Widersprüchen und Spannungen auseinanderzusetzen, diese abzuarbeiten, lebendig zu halten oder auch zu verdecken. Narrationen können auch in dem Sinne Diskurse strukturieren, aus meiner Sicht. Sie können aber eben auch *mögliche Welten* eröffnen, sie konfigurieren und sie transformieren. Das gilt auch für den Diskursforscher als Interpret in Sachen Gesellschaftstheorie und Zeitdiagnose. Der Diskursforscher hätte dann – und da ist die kreative Dimension dann mit drinnen – und da wären wir auch bei dem Punkt, den du angesprochen hast Werner, was ich selber auch gesagt habe – ich glaube Diskursforschung steht und fällt zukünftig auch damit, ob sie interessante gesellschaftstheoretische Deutungsangebote machen kann, ob diese nun allein machttheoretisch inspiriert sind oder nicht. Die Hoffnung bestünde dann darin, dass die entsprechenden gesellschaftstheoretischen und zeitdiagnostischen Skripte dann nicht nur aus Gesellschaftstheorien und Zeitdiagnosen sind, die wir von Ulrich Beck, Bruno Latour oder von sonst irgendjemandem übernehmen, sondern dass wir da irgendwie eventuell eigene gesellschaftstheoretische Skripte oder Narrative schreiben können. Da finde ich, dass das jeder auch versuchen sollte, um dann, mit Blick auf seine jeweiligen Ergebnisse, auch die Frage zu fragen: »What are my cases cases off?«. Dann machen Diskursanalysen freilich immer auch (gesellschaftstheoretische und -diagnostische) Deutungsangebote. Da haben wir künftig auch noch viel zu tun.

Saša Bosančić

Ok. Dann bedanke ich mich bei allen Diskussionsteilnehmern und für all Ihre Fragen.

Literatur

- Borges, J. L. (1944/1988): Pierre Menard, Autor des Quijote. In: Ders.: Blaue Tiger und andere Geschichten. München: Hanser, S. 43–54.
- Bührmann, A. D./Schneider, W. (2016): Das Dispositiv als analytisches Konzept: mehr als nur Praxis – Überlegungen zum Verhältnis zwischen Praxis- und Diskursforschung. In: Zeitschrift für Diskursforschung 4. Jg. Heft 1 2016, S. 5–28.

- Crouch, C. (2008): Postdemokratie. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Diaz-Bone, R. (2006): Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse. In: *Historical Social Research / Historische Sozialforschung*. Vol. 31, No. 2 (116) (2006), S. 243–274.
- Diaz-Bone, R. (2017): Warum Performativität? Perspektiven für eine konventionalistische Methodologie der Foucaultschen Diskursanalyse. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 5. Jg. Heft 1 2017, S. 32–49.
- Dejung, C./Dommann, M./Speich Chassé D. (Hrsg.) (2014): Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Doering-Manteuffel, A./Raphael, L./Schlemmer, T. (Hrsg.) (2016): Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Eder, F. X. (Hrsg.) (2006): Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eder, F. X./Kühshelm, O. (2014): Kulturwissenschaftliche Bildtheorien. Ihre Potentiale und Grenzen für die historische Diskursanalyse. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 2. Jg. Heft 3 2014, S. 117–136.
- Eder, F. X./Kühshelm, O./Linsboth, C. (Hrsg.) (2014): Bilder in historischen Diskursen. Wiesbaden: Springer VS.
- Felder, E./Gardt, A. (Hrsg.) (2018): Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Geulen, C. (2010): Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts. In: *Zeithistorische Forschungen* 7, Nr. 1, S. 79–97.
- Hilger, S./Landwehr, A. (2011): Wirtschaft – Kultur – Geschichte. Positionen und Perspektiven. Stuttgart: Franz Steiner.
- Jessop, B. (2016): *The State: Past, Present, Future*. Cambridge: Polity Press.
- Joyce, P. (2013): *The State of Freedom: A Social History of the British State Since 1800*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Keller, R. (2011): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, R. (2016): Die komplexe Diskursivität der Visualisierungen. In: Bosančić, S./Keller, R. (Hrsg.): *Perspektiven wissenssoziologischer Diskursforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 75–94.
- Keller, R. (2017a): (Wie) Gibt es Diskurse? In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 5. Jg. Heft 1 2017, S. 16–31.
- Keller, R. (2017b): Neuer Materialismus und Neuer Spiritualismus? Diskursforschung und die Herausforderung der Materialitäten. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Neue Serie* Band LXXXI, 2017, Band 120, Heft 1+2, S. 5–32.
- Keller, R. (2019): New Materialism? A View from Sociology of Knowledge. In: Kissmann, U. T./Van Loon, J. (Hrsg.): *Discussing New Materialism: Methodological Implications for the Study of Materialities*. Wiesbaden: Springer VS, o. S.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2005): *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*. Konstanz: UVK.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2010): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis*. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2011): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden*. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.) (2013): *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, R./Truschkat, I. (Hrsg.) (2012): *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*. Bd. 1. Wiesbaden: Springer VS.

- Knorr Cetina, K. (2001): »Viskurse« der Physik. Konsensbildung und visuelle Darstellung. In: Heintz, B./Huber, J. (Hrsg.): Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten. Zürich: Edition Voldemeer, S. 305–320.
- Koselleck, R. (2010): Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte. In: Hitzer, B./Welskopp, T. (Hrsg.): Die Bielefelder Sozialgeschichte: klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen. Bielefeld: transcript Verlag, S. 279–95.
- Kollmeier, K./Hoffmann, S. (Hrsg.) (2012): Geschichtliche Grundbegriffe Reloaded? Writing the Conceptual History of the Twentieth Century. Roundtable Discussion. In: Contributions to the History of Concepts 7, Nr. 2, New York/Oxford: Berghahn Book, S. 78–128.
- Kühlschelm, O. (2015): Leider (k)ein Traumpaar. Kritische Linguistik und historische Diskursanalyse. In: Zeitschrift für Diskursforschung 3, Nr. 1, S. 29–51.
- Landwehr, A. (2001): Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse. Tübingen: edition diskord.
- Landwehr, A. (2010): Abschließende Betrachtungen: Kreuzungen, Wiederholungen, Irritationen, Konflikte. In: ders. (Hrsg.): Diskursiver Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 377–384.
- Lässig, S. (2016): The History of Knowledge and the Expansion of the Historical Research Agenda. In: Bulletin of the German Historical Institute 59 (Fall), S. 29–58.
- Leendertz, A./Meteling, W. (Hrsg.) (2016): Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren. Frankfurt am Main: Campus.
- Lemke, T. (2014): »Die Regierung der Dinge« Politik, Diskurs, Materialität. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2. Jg. Heft 3 2014, S. 250–267.
- Leonhard, J./Steinmetz, W. (Hrsg.) (2016): Semantiken von Arbeit: Diachrone und vergleichende Perspektiven. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Lindemann, G. (2005): Die Verkörperung des Sozialen. Theoriekonstruktionen und empirische Forschungsperspektiven. In: Schroer, M. (Hrsg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 114–138.
- Lindemann, G. (2011): Die Gesellschaftstheorie von der Sozialtheorie her denken – oder umgekehrt? In: ZfS – Forum Theorie der Gesellschaft oder Sozialtheorie? 3/1, S. 1–19.
- Link, J. (1990): Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine programmierte Einführung auf strukturalistischer Basis. 4. Auflage, Paderborn: Schöningh.
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maeße, J./Pahl, H./Sparsam, J. (Hrsg.) (2017): Die Innenwelt der Ökonomie. Wissen, Macht und Performativität in der Wirtschaftswissenschaft. Wiesbaden: Springer VS.
- Maier, C. (2012): Leviathan 2.0: Inventing Modern Statehood. In: Rosenberg, E. (Hg.): A World Connecting, 1870–1945. Cambridge, Mass.: Belknap Press of Harvard University Press. S. 27–282.
- Mann, M. (1986–2013): The Sources of Social Power. Cambridge: Cambridge University Press. In deutscher Übersetzung: (1990–2001): Geschichte der Macht, 3 Bde. (entspricht den Bänden 1 u. 2. des englischen Originals), Frankfurt am Main: Campus.
- Martschukat, J. (2002): Geschichte schreiben mit Foucault. Frankfurt am Main: Campus.
- Müller, M. (2015): Sprachliches Rollenverhalten: Korpuspragmatische Studien zu divergenten Kontextualisierungen in Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Berlin / Boston: De Gruyter (Sprache und Wissen).
- Müller, M. (2017): Digitale Diskursanalyse. In: LitLab Pamphlet #5. <http://www.digitalhumanities-cooperation.de/pamphlete/pamphlet-5-digitale-diskursanalyse/>
- Parsons, T. (1961): An outline of the Social System, In: Parsons, T./Shils, E./Naegle, K. D./Pitts, J. R. (Hrsg.): Theories of Society. New York: Free Press, S. 30–79.

- Raphael, L. (1996): Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 22, Nr. 2, S. 165–93.
- Ricœur, P. (1991): *Myths as a Bearer of Possible Worlds*. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection & Imagination*. New York: Harvester/Wheatsheaf, S. 482–490.
- Rössner, P. (2017): *Wirtschaftsgeschichte neu denken: mit einer Darstellung der Ursprünge moderner ökonomischer Theorien*. Lehrbuch. Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag.
- Sarasin, P. (2003): *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sarasin, P. (2011): Was ist Wissensgeschichte? In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36, Nr. 1, S. 159–172.
- Sarasin, P. (2012): Sozialgeschichte vs. Foucault im Google Books Ngram Viewer. Ein alter Streitfall in einem neuen Tool«. In: Maeder, P./ Lüthi, B./ Mergel, T. (Hrsg.): *Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch*. Festschrift für Josef Mooser zum 65. Geburtstag. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 151–174.
- Schadler, C. (2013): *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*. Bielefeld: transcript.
- Schapp, W. (2012): *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Schetsche, M./Schmied-Knittel, I. (2013): Deutungsmuster im Diskurs. Zur Möglichkeit der Integration der Deutungsmusteranalyse in die wissenssoziologische Diskursanalyse. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1. Jg. Heft 1 2013, S. 24–45.
- Schmelzer, M. (2016): *The Hegemony of Growth: the OECD and the Making of the Economic Growth Paradigm*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schneider, W./Bühmann, A. D. (2008): *Dispositivanalyse*. Bielefeld: transcript.
- Schrage, D. (2013): Die Einheiten der Diskursforschung und der Streit um den Methodenausweis – ein Kartierungsversuch.? In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1. Jg. Heft 3 2013, S. 246–262.
- Shore, M. (2017): A Pre-History of Post-Truth, East and West. In: *Eurozine*, 1. September. <https://www.eurozine.com/a-pre-history-of-post-truth-east-and-west/> (30.8.2018).
- Speich Chassé, D. (2013): *Die Erfindung des Bruttosozialprodukts: globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Spoerer, M./Bonertz, T./Giesen, S./Streb, J. (2013): *Neue deutsche Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München: De Gruyter Oldenbourg.
- Traue, B. (2013): Visuelle Diskursanalyse. Ein programmatischer Vorschlag zur Untersuchung von Sicht- und Sagbarkeiten im Medienwandel. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1. Jg. Heft 2 2013, S. 117–136.
- Viehöver, W. (1997): *Ozone thieves and hot house paradise epistemic communities as cultural entrepreneurs and the reenchantment of sublunar space: a sociological analysis of the media discourse on the greenhouse effect in the Federal Republic of Germany 1970–1995*. Florenz: EUI.